

Zeitschrift: INSA: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850-1920: Städte = Inventaire suisse d'architecture, 1850-1920: villes = Inventario svizzero di architettura, 1850-1920: città

Band: 8 (1996)

Artikel: St. Gallen

Autor: Röllin, Peter / Studer, Daniel

Kapitel: 2: Siedlungsentwicklung

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-9217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2 Siedlungsentwicklung

2.1 St. Gallen – Prominenz in programmierter Enge

Überraschend und ungewohnt war das Ankunfts-erlebnis in dieser hochgelegenen und frühindustrialisierten Handelsstadt für den Reisenden bereits im 19. Jahrhundert. Fern von Schiffs- und wichtigen Handelswegen führten ihn schon damals Schienen und Strassen in den langezogenen Talgrund der Stadt am Nordostrand der schweizerischen Voralpen. Unter Städten, deren Geschichte bis ins Mittelalter zurückreicht, ist St. Gallen in dieser Höhenlage zwischen 670 und 750 Metern ü. M. eine der höchstgelegenen Stadt-siedlungen auf dem ganzen Kontinent.

Das Gelände formiert sich im Bereich der heutigen Stadt zu einer unterschiedlich engen Hoch-talung inmitten einer reichgegliederten Berg- und Hügellandschaft. Die Tal- oder Hohlformbildung in einer nordwestlichen/nordöstlichen Ausdehnung ist im wesentlichen durch Molasse-, Nagelfluh- und Gletscherablagerungen, nämlich durch die geologischen Formationen des Tertiär und Quartär, sowie durch die späteren Erosions- und Verwitterungsvorgänge geprägt. *Freudenberg* und *Menzlenberg–Bernegg*, durch die *Mülenenschlucht* tief angeschnitten, bilden die Höhen der südlichen Molasse, der *Rosenberg* auf der gegenüberliegenden Talseite einen mehr plateauähnlichen Moränenrücken vom Kurzenberg im Westen bis zum

Wildpark *Peter und Paul* im Osten.¹¹ Sowohl hinsichtlich der Lage als auch der dem längsgerichteten Talboden folgenden Stadtentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert ist St. Gallen mit der Jurastadt La Chaux-de-Fonds vergleichbar.¹² Morphologisch und regionalräumig betrachtet liegt St. Gallen im Übergangsbereich zwischen dem eher flach lagernden, westlich angrenzenden Fürstenland (bis 1799 Landschaft des Fürstbistums von St. Gallen) und dem stark gefalteten Molasseländ im Nahbereich des Säntis- oder Alpsteingebietes. Abrupt lässt sich dieser landschaftliche Wechsel in der Überbrückung der tiefen Sitterschlucht im westlichen Stadtgebiet erfahren. Die dortige Brückenlandschaft – hinsichtlich ihrer Konzentration und brückenbaugeschichtlichen Bedeutung einmalig für die Schweiz (siehe Kap. 2.5 und 2.9.11) – unterstützt eindrücklich die vielzitierte, vom schweizerischen Mittel- und Flachland abgerückte Lage St. Gallens. Etwas weiter öffnet sich das Talgelände im Osten. Aber auch dort markieren vorerst tiefe Einschnitte der Steinach und Goldach den Übergang zum mehr oder weniger sanft abfallenden Gelände des Bodenseebeckens.

St. Gallen ist gründungs- und siedlungsgeschichtlich ein Ort programmierter Enge. Der Glaubensbote Gallus – ihm verdanken Kloster, Stadt, der 1803 gegründete Kanton sowie das 1847 errichtete Bistum St. Gallen ihren Namen – war Schüler des im frühen Mittelalter bedeutendsten irischen Wan-

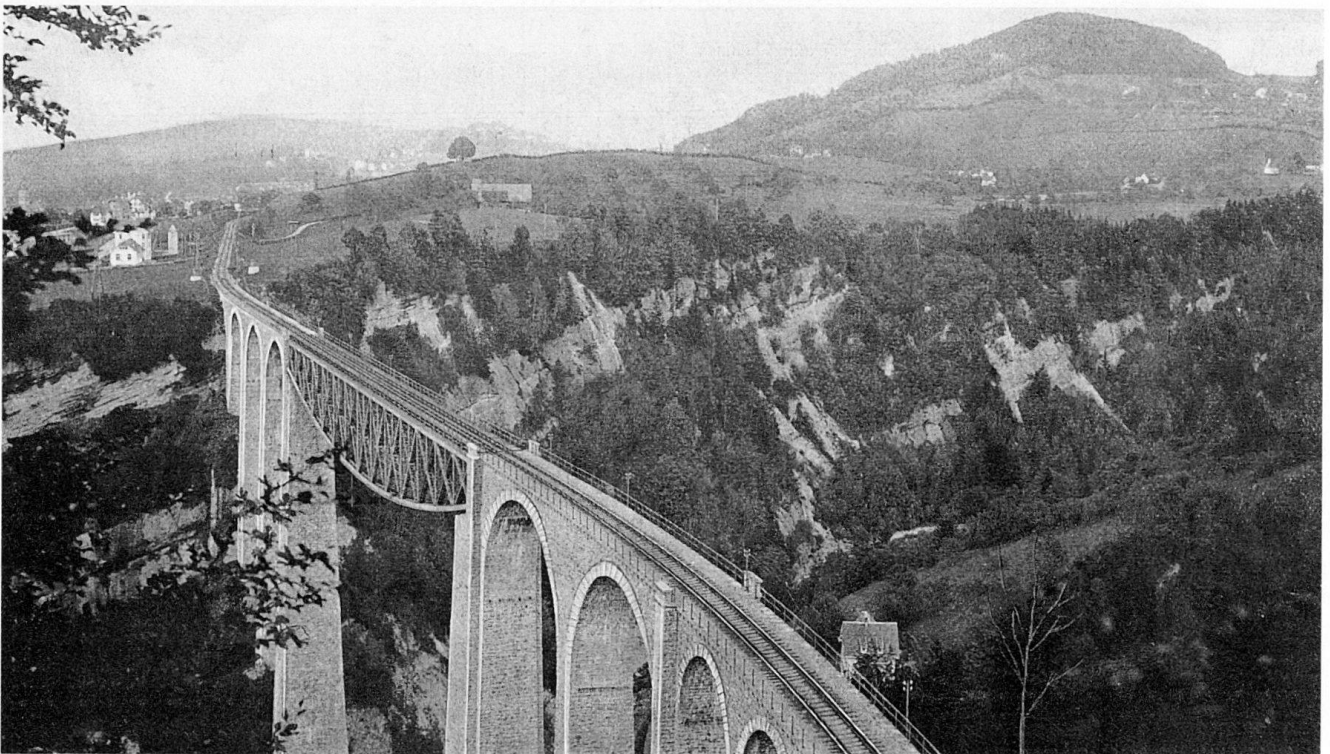


Abb. 33 Anfahrt St. Gallen. Sitterviadukt der Bodensee–Toggenburg-Bahn zwischen Herisau und St. Gallen. 1907–1910 erbaut, damals der höchste Brückenbau der Schweiz. Zeitgenössische Fotografie.

derabtes Kolomban. Kolomban und Gallus wurden um 610 durch den Merowingerkönig Theuderich aus dem Burgund vertrieben und fanden den Weg nach Bregenz und Arbon am Bodensee, wo sich damals schon im ehem. römischen Kastell «Arbor felix» eine christliche Gemeinde vorfand. 612 soll er, wie die Gallus-Viten des 9. und 11. Jahrhunderts übereinstimmend berichten, mit Diakon Hiltibolt die bärenreichen Urwaldhöhen längs der Steinach erkundet und den Ort «ze Sancte Gallin» durch den Bau einer Zelle auf dem Schuttkegel der dort kaskadenartig abfallenden Steinach begründet haben.¹³ Im Jahre 719 – rund siebenzig Jahre nach dem Tod von Gallus (16. Oktober, wahrscheinlich 650) – gründete der Alemanne Otmar anstelle der kleinen Mönchskolonie schliesslich das Kloster St. Gallen, das in karolingischer Zeit zu den bedeutendsten Kulturstätten des Abendlandes zählte und in seiner kulturgeschichtlichen Stellung bekannt und breit gewürdigt ist.¹⁴

Mit der 1086jährigen Geschichte des 1805 aufgehobenen Benediktinerklosters verbinden sich auch Werden und Entwickeln der Stadt St. Gallen im 10./11. Jahrhundert sowie deren starker Aufschwung zum wichtigen Zentrum des Leinwandhandels im 15. Jahrhundert. Eigentlich gegründet wurde die Stadt allerdings nie. Sie hat sich ausserhalb der klösterlichen Befestigungsmauern allmählich entwickelt. Als «urbs» wurde St. Gallen schon unter Abt Anno nach 953 (Ungareneinfall 926) befestigt. Vadian bezeichnete die Errichtung jener Mauer als den «anfang der stat zu S. Gallen». Die Eigenständigkeit in rechtlicher Hinsicht machte St. Gallen im 13. Jahrhundert zur eigentlichen «civitas».¹⁵ Die nach dem Stadtbrand von 1418 um einen zweiten, kleineren Mauerring erweiterte Stadt wurde rechtlich erst 1457 vom Kloster unabhängig. Die frühe wirtschaftliche Ausrichtung auf die Textilindustrie fand im 18. Jahrhundert ihre Fortsetzung in der Mousselinweberei und schliesslich in der Stickerei, die seit ihrer Mechanisierung 1828 rasch die fernen Weltmärkte eroberte und sich im 19. und 20. Jahrhundert zur krisenanfälligen Monokultur der Ostschweizer Wirtschaft entwickelte (s. Kap. 2.6).¹⁶

In dieser Handelsstadt seien, so urteilte 1834 Peter Ehrenzeller, Verfasser der *Jahrbücher der Stadt St. Gallen*, selbst in ältesten Zeiten «Kunstsinn und Geschmack an solchem, das nicht eigentliche Brodsache war», nie ausgeprägt gewesen. In Kontrast zur Stadt dazu stehe das einstige Kloster, jener «Sammelplatz der Gelehrten früherer Jahrhunderte und helle Leuchte in unwirthlicher Gegend des finstern Arbonerforstes».¹⁷ Die merkantile, kommerzielle Ausrichtung des Ortes war schon dem Genueser Giovanni Antonio Patzaglia (1710 in



Die Gegend von St. Gallen, im VI und XIX Jahrhundert

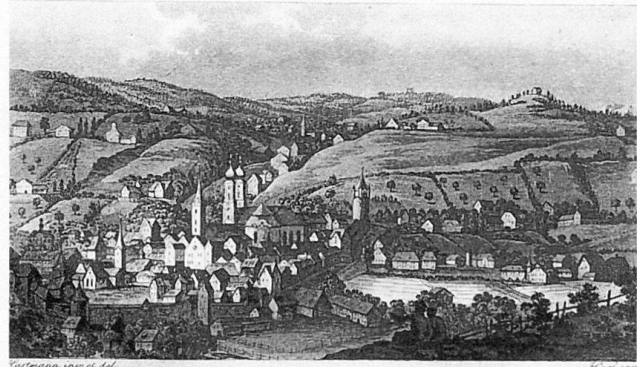
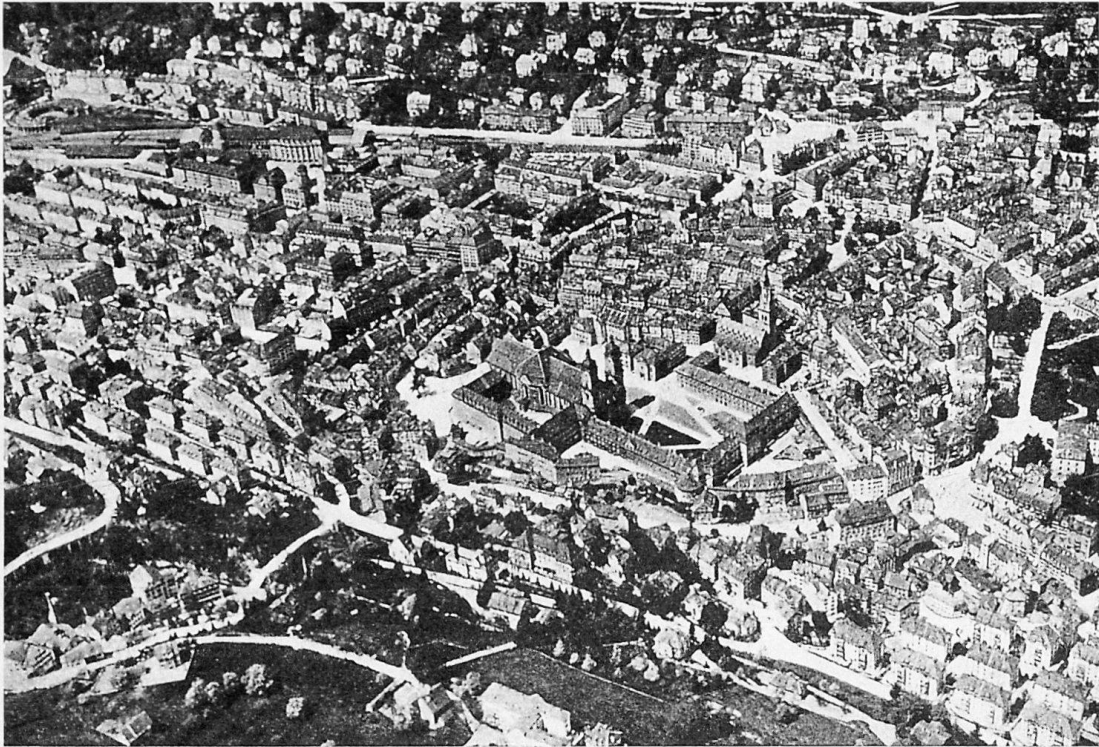


Abb. 34 Simultanvergleich der Gegend von St. Gallen im 6. und im 19. Jahrhundert. Aquatinta von Georg Leonhard Hartmann und Franz Hegi, 1809.

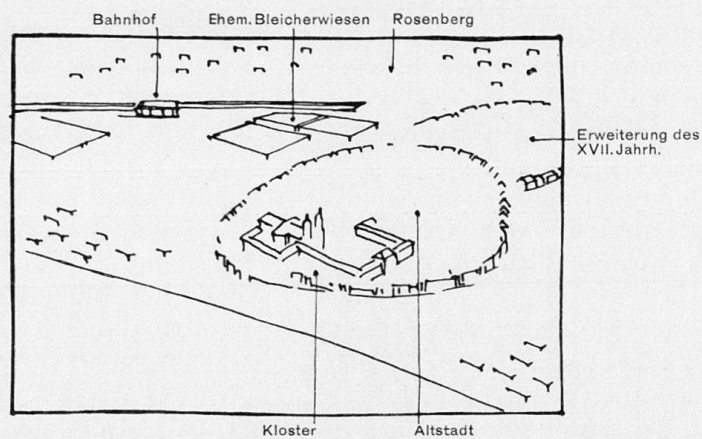
Zürich gestorben) aufgefallen, der ab 1708 für zwei Jahre als Italienisch- und Spanischlehrer in St. Gallen tätig war. Seine 22 Briefe «*sopra la lodabile repubblica di Sangallo*» erschienen in St. Gallen 1718. Darin ist zu lesen: «Es sind nicht die Residentz-Städte der Fürsten, sondern nur diejenigen, in welchen das Commercium regiert, da man bequem und gemächlich leben kan, die einzige Handelschafft kan einen Ort glücklich machen (...) Wo die Handelschafft regirt, dort ist das Geld allezeit im Gang...». Patzaglia lobte insbesondere das dank der blühenden Wirtschaft fortschrittliche Armenwesen.¹⁸

Gallus aber sei ein stiller Mann gewesen, versichert der 1848 als politischer Flüchtling von Erfurt nach St. Gallen emigrierte Schriftsteller und Verleger Hermann von Berlepsch (1813–1883) in seinem Fremdenführer 1859. Gallus habe gewiss an nichts weniger gedacht, als «dass im Laufe der Zeiten hier soviel Geräusch und Lärm entstehen würde von Fabrikantenwagen, Posten, Lokomotivpfeifen, Kupferschmieden und Appreturgerassel». Die Tatsache, hier überhaupt eine Handelsstadt anzutreffen, deren Ruf als Textilmetropole damals schon von Russland bis in die USA reichte, musste jeden fremden Besucher überraschen. Der alpine Charakter, schreibt Berlepsch, verstärkte sich in den Augen des Anreisenden von Station zu Station, und die Häuserkonstruktionen seien so echt,



ST. GALLEN

Aufnahme der Ad Astra aus 600 m Höhe
Blickrichtung Norden



Im Mittelgrund die weitläufige Klosteranlage, der Ausgangspunkt der städtischen Ansiedlung, dicht am Rand der deutlich erkennbaren, annähernd kreisrunden ersten Stadtumwallung. Die einzige ummauerte Erweiterung, annähernd einen Halbkreis deckend, im Nordosten. Der Bahnhof mit seinen Geleisanlagen bezeichnet die Fusslinie des mit Villen überbauten Südabhangs, des Rosenbergs, im Vordergrund ist der ihm gegenüberliegende schwächer bebaute Nordabhang erkennbar. Die Neuquartiere im flachen Talgrund, südöstlich und nordwestlich der Altstadt, zeigen das für St. Gallen charakteristische mehrgeschossige freistehende Miethaus.

wie der Fremde sie gerne in Miniaturform seinen Kindern nach Hause bringe: «Man wittert als Endziel schon Molkendüfte, Alphorn und Kuhschellen und absolute Alpeinsamkeit. Nun aber taucht mit der Wendung der Bahn auf einmal ein breites Hochthal vor uns auf. Zwischen grünen Hügelzügen streben ehrwürdige Thürme empor (...) und Haus an Haus quillt hervor – die Einsamkeit der Alpe weicht dem Bewusstsein einer Stadtnähe.»¹⁹

2.2 Untergang des Klosters und Öffnung der Stadt

Mit der Geschichte des Klosters St. Gallen verbinden sich sowohl lebensweltliche wie auch – seit dem 18. Jahrhundert – räumlich-planerische Idealbilder. Im lebensweltlichen Sinne ist jene Kontinuität des klösterlichen Zusammenschlusses zu nennen, die seit 747 auf der benediktinischen Ordensregel aufbaute und bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1805 andauerte. Andererseits sorgte im 19. und frühen 20. Jahrhundert das breitere Bekanntwerden des um 830 wohl auf der Insel Reichenau entstandenen sogenannten *St. Galler Klosterplanes* und die dadurch ausgelösten Rekonstruktionsversuche der frühmittelalterlichen Klosteranlage Vorstellungen einer an den Ort St. Gallen gebundenen klösterlichen *Città ideale*.



Abb. 36 St. Gallen. Populärer Rekonstruktionsversuch der St. Galler Klosteranlage aufgrund des Ideal- oder Systemplanes von 830, des sog. St. Galler Klosterplanes. Um 1904.

Das für die gesamte karolingische Architektur einzigartige, in der St. Galler Stiftsbibliothek aufbewahrte Plandokument (Manuskript Nr. 1092) trägt die Widmung an den damaligen St. Galler Abt Gozbert (812–837) und hat diesem weniger als Bauplan denn als «Systemplan» (Günther Binding) gedient. Die im Plan disponierte Gesamtanlage wäre aus topographischen Gründen in dieser idealen, rechtwinkligen Form nicht möglich gewesen. Jüngere Ausgrabungsergebnisse bestätigen auch, dass der Gozbert-Bau nicht mit dem Schema der Plan-

kirche und deren «mathematisch abstrakten Strenge» (Georg Dehio) zu vereinbaren ist.²⁰ Als erster hat der französische Benediktiner-Historiker Jean Mabillon (1632–1707) das Dokument 1704 in Kupferstich und Beschreibung der Wissenschaft bekannt gemacht. 1844 publizierte und kommentierte Ferdinand Keller (1800–1881), Gründer und Präsident der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft, den *Bauriss des Klosters St. Gallen* in einer zweiten, als «Facsimile» bezeichneten Wiedergabe.²¹ Die Herausgabe jener im Detail unpräzisen lithographischen Reproduktion nährte in breitem Masse die historisierenden Vorstellungen des frühen St. Gallens bis ins 20. Jahrhundert. Die prägende plastische und tiefenperspektivische Umsetzung schuf Georg Lasius, Zeichenlehrer am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, unter Anleitung des Architekturprofessors Julius Stadler für Johann Rudolf Rahns *Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz* (1876). 1876/77 konstruierte der Genfer Architekt und Holzbildhauer Jules (Julius) Leemann das heute im Historischen Museum St. Gallen ausgestellte Modell der St. Galler Klosteranlage. Auch das vom Historiker Gottlieb Felder angeregte, 1904 bei Wasmuth in Leipzig erschienene Schulwandbild *Typus eines mittelalterlichen Klosters* von Beat Steiner sowie der im Schweizer Schulwandbilderwerk von Otto Kälin herausgegebene Karton *Mittelalterliches Kloster* (kommentiert von Heinrich Meng) nehmen starken Bezug auf die lokalgebundene Rekonstruktion von Lasius.²²

Die noch heute bestehende barocke Klosteranlage, deren Neubau 1755 unter Fürstabt Coelestin Gugger von Staudach (Amtszeit 1740–1767) in Angriff genommen und unter seinem Nachfolger Abt Beda Angehrn (Amtszeit 1767–1796) vollendet wurde, ist der bauliche Ausdruck der späten und letzten klösterlichen Macht- und Prachtentfaltung. Der sogenannte *Stiftseinfang* (der klösterliche Bezirk innerhalb des Altstadt-Perimeters) belegt rund ein Viertel der historisch zentralen, oberen Altstadt. Dominant stehen die baulichen Zeichen noch heute für die vergangene Klostersgeschichte im St. Galler Stadtbild: allen voran die über 100 Meter lange, stadtseitig freie Klosterkirche mit der gewaltigen zentralen Rotunde und der spätbarock bewegten Doppelturmfassade, weitgehend nach Plänen des Vorarlberger Barockbaumeisters Peter Thumb erbaut. Von fürststädtischer Grandezza kündigt aber auch der weite Aussenraum des *Klosterhofes*, gerahmt von den Hofflügeln der ehemals äbtischen Pfalz, den heutigen kantonalen Verwaltungsbauten (Abb. 38).²³ Ein sukzessiver Abbruch der im Zuge der Reformation im 16. Jahrhundert erstellten Schiedmauer zwischen Kloster und Stadt

eröffnete spätestens seit 1828 (Abbruch der Mauer an der oberen *Marktgasse*) der engen und engparzellierten Stadt die Weite und Grösse der residenzartigen Anlage.²⁴

Am 21. Januar 1799, dem 6. Todestag Königs Louis XVI., manifestierten Aufmarsch und Revolutionsfeier der französischen Truppen unter General Lauthier Xaintrailles symbolisch den Niedergang nicht nur der Fürstabtei, sondern auch der zuvor weitgehend autonomen Stadtrepublik St. Gallen. Auf Befehl des helvetischen Kommissärs Johann Jakob Erlacher, der mit der Konfiszierung der klösterlichen Vermögen beauftragt war, wurden damals am Hofportal der Abtei den Statuen der Ortsheiligen Gallus und Otmar die Köpfe abgeschlagen sowie alle äbtischen wie städtischen Wappen entfernt. Das städtische Wappentier verlor sein goldenes Halsband.²⁵ Während die St. Galler Mönche im vorarlbergischen Kloster Mehrerau im Exil lebten, hielt eine kurzgeschürzte Göttin der Freiheit mit Jakobinermütze in ihrer Rechten den Einzug auf eben diesem Klosterhof, vorbei an zerbrochenen Sinnbildern der kirchlichen und weltlichen Macht. Im Jahr zuvor schon, 1798, war dieser Prozess am 29. April durch Annahme der helvetischen Verfassung durch die St. Galler Bürger sowie die Einrichtung eines provisorischen «Canton Sentis» eingeleitet worden.²⁶

Neben dieser von Frankreich ausgehenden, politischen Revolution wurde das Kloster auch von der industriellen, von England ausgehenden Revolution eingeholt. Auf Ersuchen von Marc Antoine Pellis, Kaufmann aus dem Waadtland und helvetischer Consul in Bordeaux, bewilligte die helvetische Regierung – nach einem ersten, wenig befriedigenden Versuch im Zucht- und Waisenhaus St. Leonhard an der westlichen Stadtgrenze – in leerstehenden Räumlichkeiten des Klosters St. Gallen die Einrichtung eines «Nationalgebäudes», der ersten Maschinenspinnerei der Schweiz überhaupt. Jene «General-Societät der englischen Baumwollspinnerei in St. Gallen» im damals zumindest rechtlich noch bestehenden Kloster gilt als erste schweizerische Aktiengesellschaft.²⁷

Mit der Gründung des Kantons St. Gallen 1803 und der Bestimmung St. Gallens als Kantonshauptort sowie der Aufhebung des Klosters 1805 durch den Grossen Rat des jungen Kantons trat auch die Stadt am Beginn des 19. Jahrhunderts in eine neue Entwicklungsphase, die sowohl in ihrem zeitlichen als auch industriekulturellen Ablauf von jenem anderer Städte nicht grundlegend verschieden war. Die seit den frühen 1830er Jahren sprunghaft zugenommene Landflucht verhalf der frühindustrialisierten Stadt und in noch stärkerem Masse den bäuerlichen Nachbargemeinden *Tablat*



Abb. 37 St. Gallen. Das 1865 abgebrochene Stadt- oder Irertor zwischen Oberer und Unterer Stadt. Xylographie von J.-B. Arthur Calame nach Alexandre Calame, um 1880.

im Osten und *Straubenzell* im Westen zu wuchtigen Wachstumsschüben. Die in der Kantonsverfassung 1831 verankerten Niederlassungs- und Gewerbefreiheiten erleichterten und förderten die Binnenwanderung.

Konzentrierte sich das städtische Leben bis dahin auf die Stadt innerhalb der Ringmauern, so standen 1837 (gemäss Zählung der Hausadressen) schon mehr Häuser vor den Mauern (690) als innerhalb (524).²⁸

Die neuen Ideale im Stadtleben und Stadtbau bauten zunächst auf pragmatischen und in der zeitgenössischen Erfahrung als befreiend empfundenen Forderungen und Wünschen nach mehr Licht und Luft, nach mehr Kommunikation und nach dem Wohnen vor der Stadt. Der neue Strassen- und Quartierbau (auf der *Webersbleiche* vor dem Multertor entstand 1809–1810 ein erstes «Quarrée»), aber auch die Mauer- und Torabbrüche sowie die gleichzeitigen Grabenfüllungen sind als wichtigste Umwandlungen des städtischen Raumes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu nennen. Zudem entstand seit den späten 1830er Jahren vorwiegend in den östlichen Vorstadtgebieten in Form von kommunalen Schulen und Spitälern eine Reihe herausragender Solitärebauten und Grünanlagen, die auf ihre Weise vom neuen Geist des kommunalen wie staatspolitischen Fortschritts gekennzeichnet sind und die Gegenüberfahrung Neustadt-Altstadt erheblich steigerten (vgl. Kap. 2.4).

Hatte der Stadtrat schon vor 1830 erlaubt, Torvorbauten stückweise zu veräussern, so war es 1833 laut dem *St. Gallischen Wochenblatt* «nicht mehr zu läugnen, dass in den neueren Zeiten die polizeiliche Sicherheit mehr auf den Wachtanstalten, als auf dem Thorbeschluss beruhe».²⁹ Seit Mai 1834 blieben die Stadttore auch nachts geöffnet. Schon 1832 ging beim Verwaltungsrat (Ortsbürgererrat) eine «von 102 hiesigen Bürgern unterzeichnete Petition» ein, die eine rasche Beseitigung der Tore forderte. Der Wortlaut dieser Petition illustriert beispielhaft das Verhältnis des Städters im frühen 19. Jahrhundert zu den strategisch längst überholten Befestigungswerken: «Oft schon und stets mit reger Antheilnahme der überwiegenden Mehrheit hiessiger Einwohner, wurde der Wunsch besprochen, unsere Stadt von den sie grossentheils verunzierenden, beinahe nutzlosen Thoren zu befreien und durch Entfernung derselben, ähnlich den meisten Städten Deutschlands und vieler unseres Vaterlandes, wesentlich zur Verschönerung St. Gallens beizutragen.» Am 1. März 1835 konnte der St. Galler Landammann Gallus Jakob Baumgartner (1797–1869) dem Zürcher Bürgermeister Johann Jakob Hess (1791–1853) mit Stolz berichten: «Der hiesige Grosse Rat hat bis zur letzten Sitzung gut ausgehalten und zum Schluss den Thoren von Rheineck und St. Gallen das Leben abgesprochen (...).»³⁰ Mit dem Abbruch des *Brühltores*, des mächtigsten Torwerks der Stadtbefestigung (Abb. 7), begannen 1836 die Demolierungen. Diese konzentrierten sich auf die Jahre bis 1844. Das Stadt- oder Irator, der Rathausturm sowie das Platztor fielen erst in den 1860er Jahren, das Spisertor – zuvor noch als Kaserne benutzt – sogar erst 1879.³¹ Im Zuge der Torabbrüche wurden auch die Wassergräben überwölbt, die Befestigungsgräben aufgefüllt und das gewonnene Terrain über Servitute (Bauverbote) zur Gartenbepflanzung freigegeben. Ein Grossteil dieser Unternehmungen, u.a. die Auffüllung des *Burggrabens* am *Oberen Brühl* 1833–1834, stand unter Planung und Aufsicht von Alois Negrelli (1799–1858). Der aus dem Südtirol stammende Negrelli wirkte 1832–1835 in St. Gallen als kantonaler Wasser- und Strasseninspektor, bevor er 1835 als Oberingenieur des Kaufmännischen Direktoriums nach Zürich berufen wurde (u.a. Bau der Bahn Zürich–Baden), später in Wien zum Generaldirektor der österreichischen Eisenbahn und schliesslich zum massgebenden Hydrotechniker beim Suezkanalbau avancierte.³² Unter seiner Planung und Aufsicht entstanden in St. Gallen bedeutende kantonale Strassenwerke, u.a. die *Rorschacher Strasse* seit 1832 sowie die *Vögelins-egg-Ruppenstrasse* 1834–1838, jene schon von der Helvetischen Regierung ins Auge gefassten Ver-

bindung von St. Gallen über Appenzell-Ausser rhoden nach Altstätten ins Rheintal. Das Teilstück dieser Verbindung auf städtischem Gebiet, die *Speicherstrasse*, konnte nach langen Auseinandersetzungen um Wegführung und Unterhaltungspflichten erst 1841–1842 unter Leitung von Ingenieur Adolf Naeff (1809–1899) erstellt werden. Naeff war später unter Negrelli Bauleiter der Spanisch-Brötl-Bahn und Miterbauer der Vitznau-Rigi-Bahn.³³ Seit 1833 besass der Kanton ein griffiges Gesetz über die Haupt- und Handelsstrassen. Negrellis Nachfolger war der aus dem bayerischen Dillingen stammende Friedrich Wilhelm Hartmann (1809–1874). Unter seiner Regie standen nicht nur alle weiteren wichtigen Strassenanlagen, sondern auch der Eisenbahnbau Wil–St. Gallen–Rorschach (siehe Kap. 2.5) sowie die Rheinkorrektion im Rheintal.³⁴

2.3 Erst die «Toskaner», dann die «Gotiker»

Mit der Wahl St. Gallens als Kantonshauptort, mit Stadtwachstum und den in der Helvetik begründeten neuen Ansprüchen in der Bildungs-, Sozial- und Kulturpolitik auf dem Weg zum späteren Bundesstaat (1848) verbinden sich auch stadtseits eine Vielzahl neuer und für die kleine Stadt bis anhin ungewohnt grosser Bauaufgaben. Stand die Stadt noch vor kurzem im Schatten der regen und repräsentativen Bautätigkeit der Fürstabtei, so lagen jene nun vor allem in den Händen von Kanton und Ortsbürgergemeinde. In St. Gallen traten in dieser Zeit einheimische Architekten auf, die ihr berufliches Rüstzeug an den damals massgebenden Architekturschulen in Karlsruhe, München, Paris, Berlin erwarben und die Architektur- bzw. Stil Diskussion, aber auch die modernen Leistungen des Disponierens neuer Anlagen in die Ostschweiz brachten.

Unter diesen Architekten ist an erster Stelle Felix Wilhelm Kubly (1802–1872) zu nennen, der seit 1835 in St. Gallen ein eigenes Büro betrieb. In Altstätten SG geboren, zählt er – seines breiten und vielfältigen Schaffens wegen – zu den bedeutendsten Schweizer Architekten des 19. Jahrhunderts. Wegweisend waren für den «Toskaner in St. Gallen» seine Ausbildungsjahre an der Königlichen Akademie in München (1819–1821) und an der Ecole Royale des Beaux-Arts in Paris (1822–1827, gleichzeitig mit Melchior Berri). Kublys Schaffen zwischen Klassizismus und Historismus ist in besonders starker Orientierung am Architekturgeschehen in München zu beurteilen, wo der Bayern-König Ludwig keine Anstrengungen

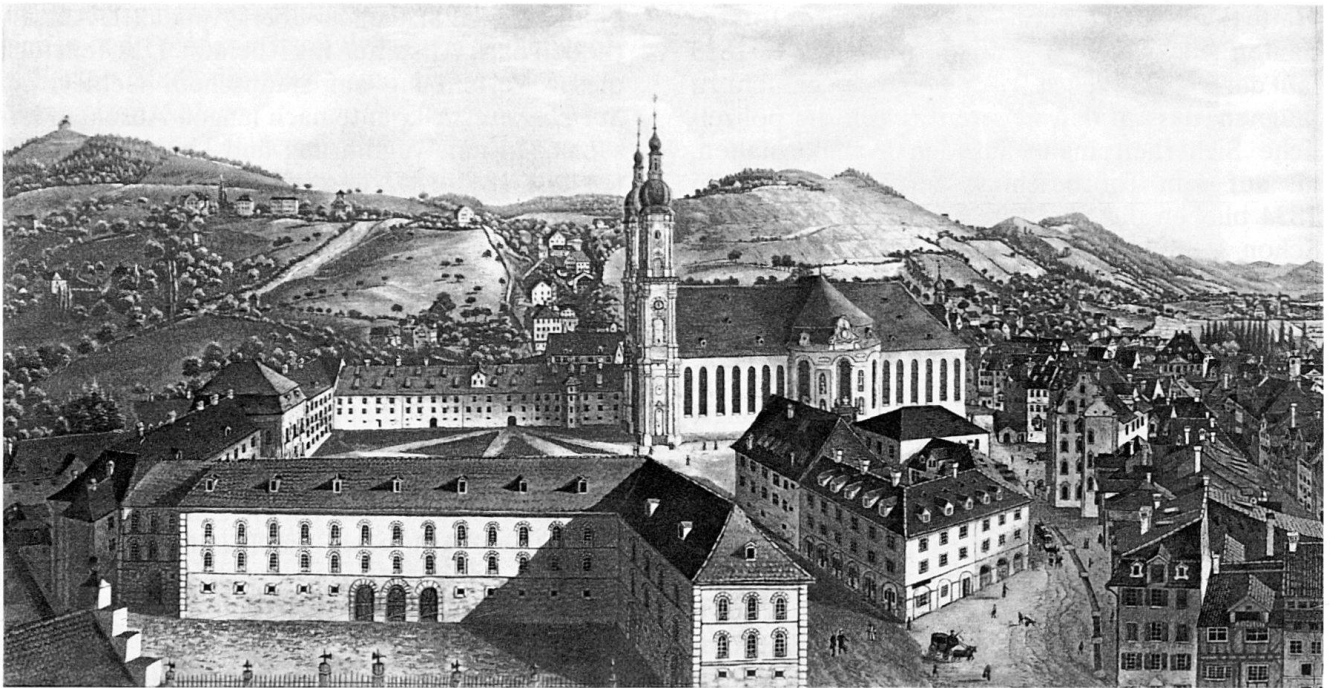


Abb. 38 St. Gallen. Ehem. Stiftsbezirk und Kantonales Zeughaus, 1838–1841 erbaut von Felix Wilhelm Kubly. Panorama von St. Gallen vom St. Laurenzen-Turm aufgenommen von Johann Baptist Isenring und C. Burkard. Kolorierte Aquatinta um 1839 (Ausschnitt).

scheute, seine Residenzstadt mit «Frühromanik» und «florentinischem Styl» zu italianisieren. Prägend für Kubly waren aber auch seine seit 1827 unternommenen Reisen nach Italien und Griechenland. Der zeichnerische Nachlass des Architekten liefert Anhaltspunkte zu seiner intensiven Auseinandersetzung mit der Antike und der italienischen Renaissance.³⁵

Im gleichen Jahr der Eröffnung seines «Baubureaus für praktische Architektur» in Altstätten 1837 trat Kubly in St. Gallen als Begutachter eines Überbauungsprojektes am St. Galler *Klosterhof* erstmals hervor. Das im Auftrag des Administrationsrates des katholischen Konfessionsteiles des Kantons St. Gallen entstandene Projekt des Zürcher Architekten Hans Conrad Stadler (1788–

1846) war ein Versuch, die seit dem späten 18. Jahrhundert Fragment gebliebene Dreiflügelanlage der fürstbischöflichen Pfalz (heute grösstenteils Regierungsgebäude und kantonale Verwaltung) zu vervollständigen. Der geplante Neubau hätte u. a. dem Sitz des Domkapitels des 1823 gegründeten Doppelbistums Chur–St. Gallen gedient. Die Ausführung dieses Projektes unterblieb.³⁶

Auf dem gleichen Grundstück wurde 1838–1841 das kantonale Zeughaus nach Plänen von Kubly erstellt, der einzige kantonale Grossbau im Altstadt-Perimeter des 19. Jahrhunderts. Der winkelförmige Flügelbau variiert im Stil der toskanischen Frührenaissance (u. a. Palazzo Pitti in Florenz) die Münchner Staatsbibliothek (1832–1843) von Kublys Akademielehrer Friedrich von Gärtner (1792–1847). Daneben ist für diese internationalisierende Intervention am St. Galler *Klosterhof* – und noch stärker für Kublys Wettbewerbsprojekt für das Standes-Rathaus in Bern (1833/34) – auch Leo von Klenzes Königsbau am Max-Joseph-Platz in München (1826–1835) als Vorstufe zu nennen. Das Zeughaus am Klosterhof zählt zu den Inkunabeln der Neu-Renaissance-Architektur in der Schweiz.³⁷ Renaissance- und Antikenrezeption hat Kubly am selben *Klosterhof* auch in westlicher Richtung fortgeführt: über die Kinderkapelle, einem kubusförmigen Bau mit klassizistischer Giebelfassade und Säulenportikus (1843–1846) sowie über das schon 1839 entstandene katholische Schulhaus (von Kubly überarbeitetes Projekt von Hans Conrad Stadler).³⁸



Abb. 39 St. Gallen. Bibliotheks- und Schulgebäude am Oberen Brühl (heute Kantonsschule). 1852–1855 erbaut von Felix Wilhelm Kubly. Fotografie J.U. Locher um 1865.

Als geschulter Pragmatiker in Grundrissdispositionen erwies sich Kubly in der nach seinen Plänen 1836–1839 angelegten kantonalen Strafanstalt St. Jakob an der *St. Jakob-Strasse* (1958 abgebrochen). Die Dreiflügelanlage mit zentralem Aufsichts- und Verwaltungsgebäude baute auf dem sogenannten «Auburnschen System». Dieses bestimmte Nachtruhe der Sträflinge in Einzelzellen und Tagesarbeit in gemeinsamen Arbeitssälen unter Schweigepflicht.³⁹ Das Radialsystem garantierte die perfekte Überwachung im Sinne von Michel Foucaults Systemanalyse «Überwachen und Strafen» (1975).

1849 beauftragte der Verwaltungsrat der Ortsbürgergemeinde Felix Wilhelm Kubly und auch Johann Christoph Kunkler (siehe unten) mit der Neubauplanung eines kombinierten Bibliotheks-, Museums- und Schulgebäudes. Diesem Auftrag voran ging seit 1833 eine Projektphase zur Errichtung einer solchen Kombination ohne Schule auf dem *Unteren Brühl*. Finanzierungsschwierigkeiten liessen auf eine Realisierung warten. Das Vorhaben wurde dann aber dem Bauprogramm eines neuen Schulgebäudes, der heutigen Kantonsschule, am *Oberen Brühl* integriert.⁴⁰ Kublys Vorschläge in Form einer 5. Projekteingabe führten 1852–1855 zum Bau des Schulgebäudes (*Burggraben 21*). Die auf E-förmigem Grundriss breit entwickelte Anlage monumentalisiert durch ihre park- und stadtseitigen Auszeichnungen (übergiebelte Mittelrisalite) die Park- und Grabenzone am *Burggraben*.⁴¹ Analog zur Disposition des St. Galler Kantonsschulgebäudes schuf Felix Wilhelm Kubly noch in seinem Todesjahr 1872 die Pläne für das typologisch verwandte Primar- und Bezirksschulhaus an der Grabenstrasse in Zofingen (erbaut 1874–1876).⁴²

1837 kehrte Architekt Johann Christoph Kunkler (1813–1898) nach seinen Ausbildungsjahren in Karlsruhe, München (dort ebenfalls Schüler von Friedrich von Gärtner), Berlin und seinem Praktikumsjahr beim Studienfreund Gustav Albert Wegmann (1812–1858) in Zürich nach St. Gallen zurück. Noch im selben Jahr 1837 wurde Kunkler mit Kubly Mitglied der ortsbürgerlichen Baukommission, die bei der Anlage von Quartieren eine entscheidende Rolle spielte (siehe Kap. 2.4).⁴³ Mit Kubly und dessen Schüler Daniel Cäsar von Gonzenbach (1812–1866) war der Zimmermannssohn Kunkler auch bei Planung und Ausführung der Festbauten für das Eidgenössische Schützenfest 1838 auf dem *Unteren Brühl* verantwortlich.⁴⁴ Eine «Turnschule» für Knaben auf gleichem Gelände (1839) und das Knabenschulhaus am *Unteren Graben* (1840/41) von Kunkler sind heute nicht mehr erhalten.

In Kunklers Bürgerspital an der *Rorschacher Strasse 92*, dem wichtigsten Spitalbau der Ortsbürgergemeinde, lassen sich enge Verwandtschaften zu ähnlichen Baulösungen der Zürcher Architekten Wegmann und Zeugheer ablesen. Der Ausführung des St. Galler Bürgerspitals 1841–1845 ging eine lange, schon um 1820 einsetzende Diskussion um die sogenannte «Spitalfrage» voran. Die Bauauffälligkeit des alten Heiliggeist-Spitals an der *Marktgasse* (1228 von Ulrich von Singenberg und Ulrich Blarer gegründet) verlangte nach Neu- bzw. umfangreichen Umbauten. 1833 wurden fast sämtliche Baukundigen der Stadt in dieser Sache um Rat gefragt. «Man rief alle Ärzte zum Lager des Patienten» schrieb das *St. Gallische Wochenblatt*. Während Alois Negrelli und Johann Peter Widmer, kantonaler Bauaufseher aus Schaffhausen, für eine Reparatur und einen Fassadenneubau plädierten, sahen andere – unter ihnen Kunkler und Ferdinand Stadler aus Zürich – eine Erhaltung «ausserhalb der Grenzen» und einen Spitalabbruch für unumgänglich.

Die an diese Auseinandersetzung anschliessende Neubau-Projektierung ist für die stadt-st. gallische Baugeschichte in zweierlei Hinsicht von grosser Bedeutung: Erstmals wurde seitens einer städtischen Behörde ein breiter Architekturwettbewerb ausgeschrieben (1838/39), an dem sich 20 Architekten aus dem In- und Ausland beteiligten. Zudem blieb der rund 150 m lange Bau an der wenige Jahre zuvor von Negrelli angelegten *Rorschacher Strasse* in seiner Länge für das ganze Jahrhundert unübertroffen. Das Preisgericht, dem neben Spitalverwalter Georg Leonhard Scheitlin, dem Bezirksarzt Jacob

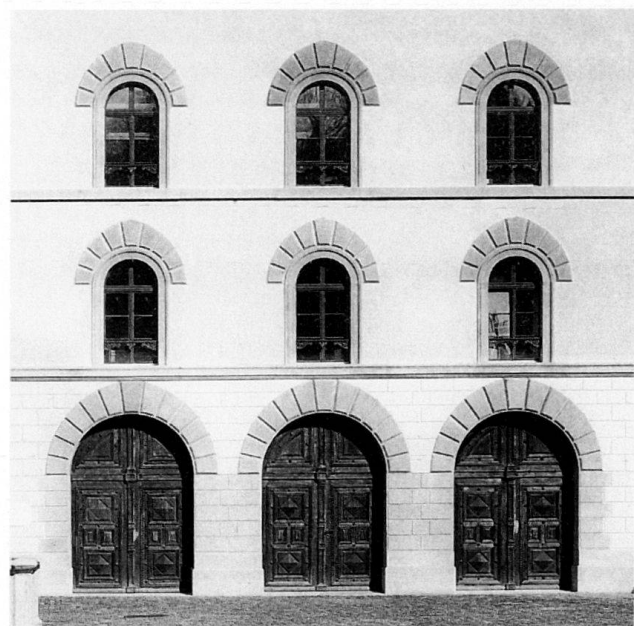


Abb. 40 St. Gallen. Kantonales Zeughaus am Klosterhof. «Toskanische» Portalpartie, 1838–1841 von Felix Wilhelm Kubly.

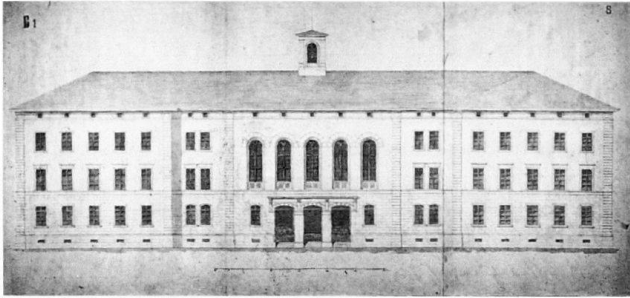


Abb. 41 St. Gallen. Bürgerspital auf der Lisebühlbleiche. Fasadenschnitt von Johann Christoph Kunkler, 1839.

Wartmann, den Architekten Ferdinand Stadler und Johann Peter Widtmer auch Strassburgs bekannter Chefarchitekt Félix Fries (1800–1859) angehörten, erkannten den beiden Zürcher Architekten Gustav Albert Wegmann und Leonhard Zeugheer (1812–1866), den Erbauern des Zürcher Kantonsospitals, zwei erste Preise zu. Dass schliesslich dennoch Kunklers drittprämiertes Projekt zur Ausführung kam, hatte vor allem finanzielle Gründe. Kunkler schrieb seinen Erfolg auch dem Umstand zu, dass sein Projekt mit der Längenausdehnung Ost–West stärker die klimatischen Verhältnisse des Hochtales miteinbezogen habe.⁴⁵ Der Spitalbau, für den Abbruchmaterialien von Stadttores verwendet wurden, erinnert in seinem wechselvollen

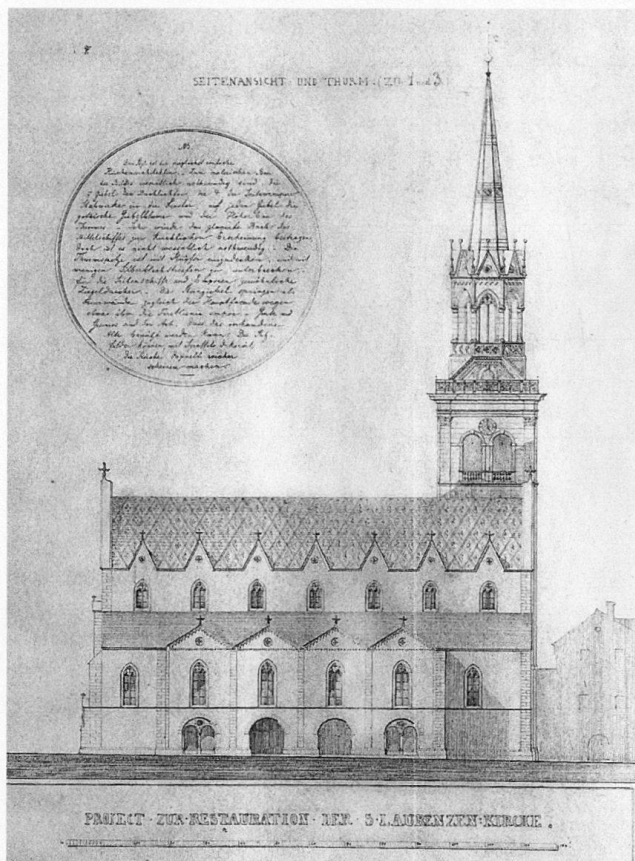


Abb. 42 St. Gallen. St. Laurenzenkirche. Umbauprojekt von Johann Georg Müller, Tusche auf Papier, 1845.

Vor- und Zurücktreten der Risalite und Fassaden sehr stark an das von Wegmann und Zeugheer 1837–1842 in Zürich realisierte Kantonsspital.⁴⁶ Entfernt folgt diesem Grundmuster der breiten Flügelanlage auch das rund dreissig Jahre später von Kunkler erstellte Natur- und Kunstmuseum (1873–1877) im St. Galler Stadtpark (*Museumstrasse* 32) sowie die 1013 Betten umfassende Kaserne auf der *Kreuzbleiche* des Kubly-Schülers Emil Kessler (1833–1907). Diesem 1876/77 erstellten Bau (1980 abgebrochen) gingen jahrelange Diskussionen bezüglich Bausystem und -materialien voraus.⁴⁷

Mit der Einweihung der neugotischen Kirche St. Laurenzen (*Marktgasse* 25) am 9. April 1854 erhielt die protestantische Stadt erstmals seit der Reformation, d.h. seit Vadians reformatorischer Entscheidung und dem diesbezüglichen Ratsbeschluss sowie Bildersturm im Jahre 1529, eine eigene, identitäts- wie stadtbildlich zeichenstarke Architektur. Mit seiner überragenden Vertikale trat der protestantische Denkmaldom bewusst in Konkurrenz zur nahen barocken Klosteranlage. Die Stildiskussion und eine langjährige Projektierung um diesen Bau beleuchten nicht nur eine lokale Baugeschichte mit prominenter Architekten-Beteiligung, sondern auch wesentliche, für die Zeit typische Debatten um die Frage Restauration oder Neubau sowie um den protestantischen Kirchenbau überhaupt. Letzteres Thema stand an der SIA-Jahrestagung 1840 in Zürich zur Diskussion und wurde von den Architekten Kunkler, Wegmann, Zeugheer, Berri und Oberst Hegner gemeinsam angegangen.⁴⁸

Die 1418 vollendete dreischiffige Pfeilerbasilika St. Laurenzen konnte in ihrer zwar einfachen, aber scheunenhaften Erscheinung weder dem Stilverständnis des 19. Jahrhunderts noch dem seit der Klostersaufhebung erstarkten, eben protestantischen Stadtbewusstsein genügen. Der Bau mit seinem tief herabgreifenden Schleppdach, das sämtliche Schiffe und Emporen wie unter einen Hut brachte, war nach Meinung des Malers und Zeichners Georg Leonhard Hartmann «ein Werk, das seinen Meister nicht loben konnte».⁴⁹ Eine vollständige Erneuerung war schon 1819 und 1825/26 ins Auge gefasst worden. 1843 legte die Kirchengemeinschaft dem ortsbürgerlichen Verwaltungsrat ein Projekt von Felix Wilhelm Kubly für «Reparatur-, Bau- und Verschönerungsarbeiten» in Formen einer Renaissance-Gotik vor. Aber erst 1845 liess die Ortsbürgergemeinde die «Reparaturbedürftigkeit der Kirche» sowie eine «Hauptrenovation» abklären. Dies wiederum löste eine breite Stildiskussion und Entwurfstätigkeit aus, an der sich neben Kubly auch dessen Schüler Daniel



Abb. 43 St. Gallen. Städtisches Theater am Bohl, 1855–1857 erbaut von Johann Christoph Kunkler. 1971 abgebrochen. Fotografie um 1870.

Cäsar von Gonzenbach, Johann Christoph Kunkler sowie der Stickereifabrikantensohn und Maler Emil Rittmeyer beteiligten.⁵⁰

Das entscheidende Projekt samt Gutachten lieferte aber 1845 ein anderer Schüler Kublys: der damals erst 23jährige Johann Georg Müller (1822–1849) von Mosnang SG. Müller fand über seinen Akademielehrer Georg Friedrich Ziebland in München raschen Zugang zum sogenannten Basilikastil. In seinem Gutachten *Über die Restauration der St. Laurenzenkirche in St. Gallen* lobte Müller – zumindest mit Blick auf Grunddisposition und Inneres – das «zweckmässige und malerische Monument» des Altbaus. Er stellte sich die Frage, ob die wesentlichen Bestandteile der Kirche zu erhalten seien und restauriert werden könnten, und kam zum Schluss: «...und diese Frage kann so erfreulich und beruhigend beantwortet werden, wie selten in ähnlichen Fällen. Unter keiner Bedingung würde ich zur Demolition dieser Kirche rathen, denn es kann aus ihr – je nach dem Willen der Behörde – eine einfach und schöne protestantische Kirche oder bei erhöhten Mitteln ein architektonisch merkwürdiges Monument gemacht werden...». Über eine «ästhetische Wiedergeburt» hinaus ging es Müller auch darum, «die verlorengegangene Liebe der Kirchenbesucher zu St. Laurenzen zugleich mit der Kirche zu restaurieren».⁵¹ Kubly selbst spendete Müllers Vorschlag Beifall, überraschte aber 1846 mit einem weiteren Projekt in toskanischer Renaissance, nun allerdings auch er unter Einbezug des spätgotischen Hallenschemas. Die schwierige Entscheidung der Stil- und

Formfindung überliess die ortsbürgerliche Baukommission den Gutachtern Johann Christoph Kunkler und Ferdinand Stadler aus Zürich. Diese einigten sich auf Müllers Vorschlag «einer durchgreifenden, wohl verstandenen Restauration» und zogen das «Schönheitsprinzip» Müllers dem «Nützlichkeitsprinzip» Kublys vor.⁵²

Stimmen in der lokalen Presse unterstützten eine «Reparatur» der Kirche im Sinne von Müllers gotisierendem Projekt. Es sei – so wurde u.a. argumentiert – «vadianisch-anhänglicher» als eine klassizistisch-renaissancenah Saalkirche im Rundbogenstil, wie sie Kubly in jenen Jahren in Heiden AR (1838–1840), in Wattwil SG (1844–1848) oder, gleich einen Steinwurf von St. Laurenzen entfernt, für die Kinderkapelle (1843–1846) im *Klosterhof* realisiert hat. Allerdings wurde vereinzelt auch Kritik an Müllers romantisierender Präsentation laut. Müller mache – so kritisierte Alt-Verwaltungsratspräsident Hieronimus Girtanner – mit «drei schön kolorierten Ansichten in Glas und Rahmen annehmbar und beliebt», was in Wirklichkeit nicht möglich sei. Die eine Ansicht stelle die «reparierte Kirche auf einem grossen freien Platze, etwas erhöht, vom Abendroth beleuchtet, vor, und gewinnt leicht jedes Aug', dass sich die Façade frei und offen darstellt; bedenkt man der Wirklichkeit, die allzu nahen, gerade gegenüberstehenden Häuser, wo auch die schönste Façade einer Kirche nie und nimmermehr rentiren kann, so verschwindet die Täuschung...».⁵³

Die Ausführung des Umbaus und der Restaurierung nach Plänen Müllers verschob sich verschie-

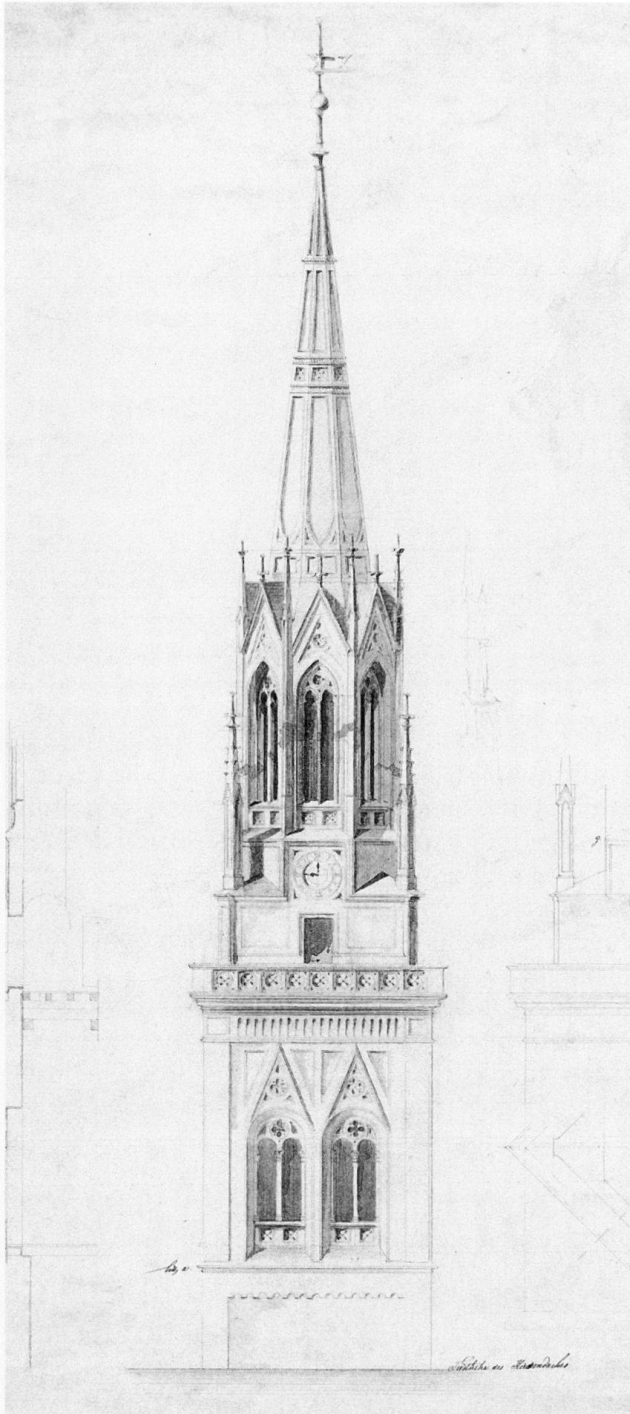


Abb. 44 St. Gallen. St. Laurenzenkirche. Projekt für den neugotischen Turm von Ferdinand Stadler, 1850.

dener Querelen und Stildebatten wegen in den Dezember 1848. Damals war Müller in Wien als junger Professor für Baukunst an der dortigen Ingenieur-Akademie und Wettbewerbsgewinner als auch Baumeister der Altlerchenfelder-Kirche im Wiener Bezirk Neubau (Bau 1848–1851/61) international bekannt geworden. Ohne nur einen einzigen seiner Entwürfe in ein Bauwerk umgesetzt zu haben, verstarb Johann Georg Müller am 2. Mai 1849 erst 27jährig in Wien.⁵⁴

Durch den frühen Tod Müllers verzögerte sich der Baubeginn von St. Laurenzen abermals, um so mehr der Architekt lediglich Ideenskizzen hinterlassen hatte. Die von Müllers Bruder Johann Baptist und dem Ingenieur-Architekten Léon Baumgartner nachgefertigten Ausführungspläne mussten noch durch die Basler Architekten Amadeus Merian und Christoph Riggenbach begutachtet werden.⁵⁵ Mit der Ausführung der Bauarbeiten wurde 1849 Johann Christoph Kunkler betraut, auf dessen eigene Pläne die Innenausstattung der Kirche weitgehend entstanden ist. Kunkler war der Kritik der Bauverzögerung und «unnötigen» Dekorlust ausgesetzt.⁵⁶ Im wesentlichen hielt sich Kunkler an das Müllersche Projekt. Während der dreischiffige, in der Emporenzone fünfschiffige Altbau Grundriss und Raumdisposition weitgehend vorgab, musste die Westfassade des Strassenverkehrs wegen um «einige Fuss» zurückgesetzt werden, also vollständig neu aufgebaut werden. An die Stelle des oben erwähnten «Scheunendaches» traten zwischen Haupt- und Nebenschiffen unter sich klar abgetrennte Dachzonen. Das seitliche Aufziehen von je sieben, bzw. vier Giebeln über dem Obergaden erinnert stilistisch an die Architektur toskanischer Ordenskirchen. Die Eindeckung der Dächer mit farbig glasierten Ziegeln entsprach zunächst jener der Münchner Ludwigskirche von Gärtner.⁵⁷ Die Pläne für den neuen Turmabschluss lieferte 1850 Ferdinand Stadler, der sich grundsätzlich zwar auch an den Entwurf Müllers hielt (Entwicklung eines achteckigen Turmoberbaues aus einem vier-eckigen Grundstock). Stadler, auf den der ebenfalls in jenen Jahren entworfene Turm der Elisabethenkirche Basel zurückgeht, steigerte indessen die Schlankheit des Turmes effektiv durch verschiedene Änderungen (u.a. gotisierender Einbezug der zuvor rundbogigen Schallfenster im mittleren Turmteil in sein Helmprojekt, allgemeine Vertikalisierung). Durch Stadlers Intervention erhielt der protestantische St. Galler Himmel «reine» Domgotik.⁵⁸

Die Herstellung von St. Laurenzen im neugotischen Stil brachte nicht nur den in St. Gallen ansässigen Bauunternehmern und Handwerkern ungewohnte, kostenmässig schwer voranzuschlagende Arbeiten. Die Rückkehr zur betont mystischen Gotik bedeutete zudem die Abkehr vom Klassizismus der vorangehenden Jahrzehnte und der «Ära Kubly». Man handelte – so im Wortlaut des Gutachtens – «aus Pietät für die von der Vorzeit uns überlieferten Gotteshäuser und aus Liebe zum monumentalen Baustyle».⁵⁹ Noch 1922 schrieb Architekt August Hardegger (1858–1927) im ersten umfassenden Architekturgeschichtswerk der Stadt, *Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen*

(Hardegger/Schlatter/Schiess 1922), zur prominenten Reparatur von St. Laurenzen: «Die moderne Kunstanschauung wird über die damals im Sinn und Geist der Romantik, deren Hauptverfechter Müller in Wien war, erstellte Baute vielleicht die Achseln zucken. Die Kunstgeschichte lehrt uns aber, dass jede Zeitperiode über die direkt vorangegangene ein herbes und oft ungerechtes Urteil zu sprechen sich befugt fühlt.»⁶⁰ Die Restaurierung von St. Laurenzen in den Jahren 1963–1979 rückte den Bau wohl noch stärker als das 19. Jahrhundert in die Vorstellung Müllers zurück. Hardegger selbst war der Schöpfer der zweiten, allerdings katholischen neugotischen «Domkirche» in St. Gallen, der 1905–1908 hart an der damaligen (protestantischen!) Stadtgrenze erstellten katholischen Pfarrkirche St. Otmar (*Vonwilstrasse 10*).

2.4 Regelmässigkeit und «öffentlicher Anstand» im Stadtentwurf

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, erstmals bei der «Anlegung neuer Häuser und Werkstätten auf dem Brüll» 1791 (Häuserzeile *Rorschacher Strasse* vor dem Brühlthor, Abb. 7) kannte die Stadt Baureglemente im Sinne verbindlicher Weisungen. Diese garantierten lineare, später auch quartiermässige Gestaltung von Überbauungen ausserhalb der Mauern. Damit «nun etwas regulares erbaut

und nicht nur da ein Haus und dort ein Haus angelegt, sondern ganze Gassen errichtet werden», wurde auch 1802 für die Westseite des *Oberen Grabens* ein Überbauungsplan in linear bestimmtem Schema entworfen. Das dortige *Frongarten-Quartier* war als Anlage «für Handwerker und Bürger der mittleren Klass» geplant.⁶¹ Für die Häuser auf der Webersbleiche (Geviert *Oberer Graben–St. Leonhard–Strasse–Schützengasse–Poststrasse*) erstellte 1809 ein «Comité der liegenden Güter» ein Gutachten und spezielle Vorschriften zur «Erzielung mehrerer Symetrie». So mussten alle Häuser «in den gleichen First gesetzt» werden. Auf der Webersbleiche entstand für St. Gallen erstmals ein – wenn auch grabenseitig angewinkeltes – «Quarrée» mit gassenartigen Hofstätten und Hintergebäuden.⁶²

Mit dem Verkaufsbeschluss des «Gemeindebodens vor dem Scheibenerthor» 1840 durch die Ortsbürgerversammlung setzte auf der Westseite des *Oberen Grabens* eine zweite Etappe von «Quarrée»-Überbauungen ein. Auch hier war die Ortsbürgergemeinde, die Eigentümerin der weiten Bleichen und Felder vor den Mauern, darauf bedacht, den Boden nur «zu Häuserbauten, nach bestimmten reglementarischen Vorschriften» freizugeben und so der «Regelmässigkeit und dem öffentlichen Anstand gebührende Rechnung» zu tragen. Felix Wilhelm Kubly und Johann Christoph Kunkler, beide seit 1837 Mitglieder der ortsbürgerlichen



Abb. 45 St. Gallen. Dominanten im Stadtbild: Klostertürme und Spisertor, Gymnasium (heute Kantonsschule) und St. Laurenzenkirche. Fotografie J.U. Locher um 1865.

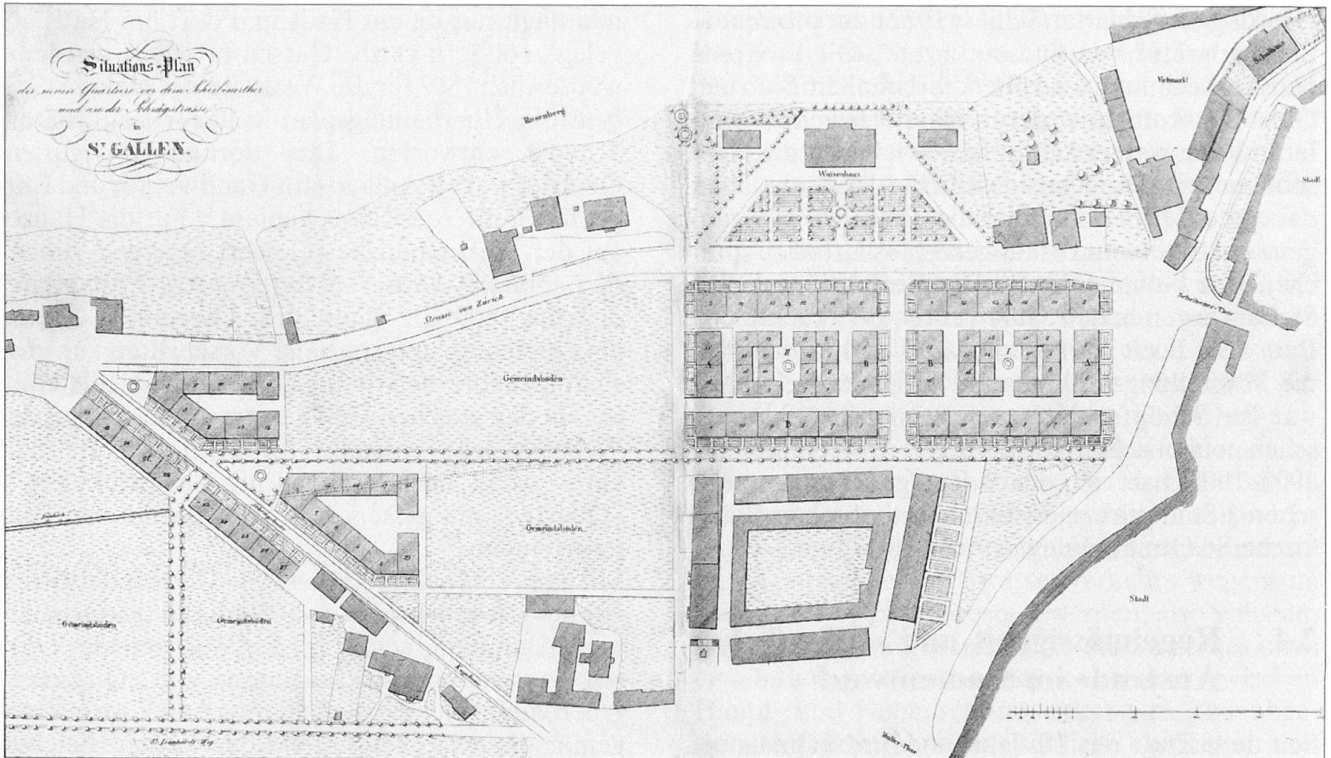


Abb. 46 St. Gallen. *Situationsplan der neuen Quartiere vor dem Scheibenerthor und an der Schrägstrasse in St. Gallen* von Johann Christoph Kunkler, Lithographie 1840.



Abb. 47 St. Gallen. Post- und Simonstrasse. Geradlinige Achse Bahnhof–Altstadt mit Häuserzeile 1859–1860 erbaut von und für Bernhard Simon. Fotografie J.U. Locher um 1865.

Baukommission, fertigten verschiedene Pläne «von Häusern aneinanderstossend oder gruppenweise oder auseinanderstossend als auch zu Anbringung von Hinterhäusern oder Gärten» an. Kunklers *Situations-Plan der neuen Quartiere vor dem Scheibenerthor und an der Schrägstrasse in St. Gallen* (Abb.46) definierte die Überbauung 1840 in zwei identische rechtwinklige Anlagen, die über ihre ganzen Längen durch hintere Strassen (heutige *Hintere Poststrasse/Hintere Bahnhofstrasse*) und – in der Art englischer Mewses – durch quergelegte Hofgassen erschlossen sind. Im Gegensatz zu den Giebelhäusern auf der Webersbleiche bilden bei diesen Häuserzeilen Sockel, Dachtraufen und Firste gerade und durchlaufende Linien. Um «Übereinstimmung und Harmonie dieser Häuser unter sich zu bezwecken», wurden u.a. auch die Ausmasse der Kreuzstöcke (Fenster), die Farb- und Formgebung der Einfriedungen, ja sogar die Höchstmasse der Gebüsch in den Vorgärten in 13 «Paragraphen» festgehalten.⁶³

Mit diesen Plänen und gestalterischen Vorschriften schufen Kubly und Kunkler Quartiervorstellungen, die als städtebauliche Ideale bis an die Schwelle zum 20. Jahrhundert Gültigkeit hatten: für eine Stadt der geradlinigen Strassen- und Bauachsen in einer blockhaften klassizistischen Formensprache, wie sie diese Architekten auch bei den in Kap. 2.3 erwähnten Solitärbauten anwendeten. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts löste sich das Blockhafte – etwa beispielhaft in Kunklers Museumsquartier (*Unterer Brühl*) – zugunsten des baukünstlerischen und auch bauplastischen Anspruchs allmählich etwas auf. Von den von Kunkler in seinem «Situations-Plan» 1840 eingezeichneten zwei Etappen wurde vorerst lediglich der östliche, altstadtnahe Teil realisiert (Geviert *Oberer Graben-Poststrasse-Waisenhausstrasse-Bahnhofstrasse*).⁶⁴

Der westliche Teil (Geviert *Waisenhausstrasse-Poststrasse-Schützengasse-Bahnhofstrasse*) wurde erst in den späten 1850er Jahren – nun im unmittelbaren Nahbereich des 1856 eröffneten Bahnhofes (*Bahnareal, Bahnhofplatz*) – bebaut. Der aus topographischen wie städtebaulichen Gründen diagonal angelegte Geleiselauf auf westlichem Talboden (südliche Umfahrung des Hügels bei St. Leonhard und nördliche Umfahrung der Altstadt) bedingte die stadtbildlich stark in Erscheinung tretende Abschrägung und eigentliche Störung der von Kubly und Kunkler streng orthogonal geplanten Quartieranlage (Abb.32). Bernhard Simon (1816–1900, geboren in Niederurnen GL), aus gesundheitlichen Gründen als überaus vielbeschäftigter Architekt aus St. Petersburg in die Schweiz zurückgekehrt, fand über die Freundschaft

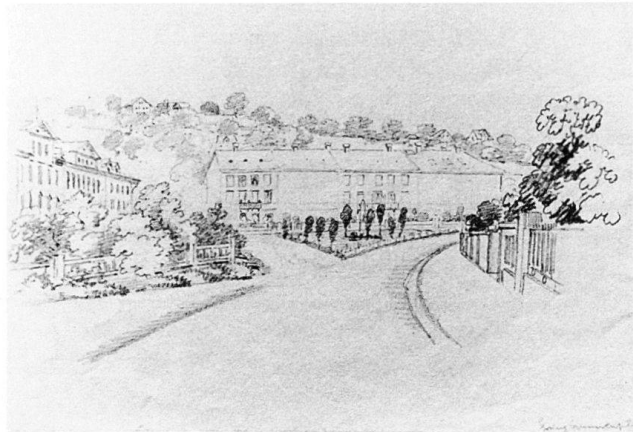


Abb. 48 St. Gallen. Strassenarrondierungen am Oberen Graben und Springbrunnenplatz. Zeichnung von Johann Jakob Rietmann, um 1850.

des Reiseschriftstellers und Verlegers Iwan Tschudi den Weg nach St. Gallen.⁶⁵ In St. Gallen war Simon nicht nur ein sehr reicher Architekt und Baupolitiker, sondern seit seiner Einbürgerung 1855 auch erster Betriebsdirektor der St. Gallisch-Apenzellischen Eisenbahngesellschaft. Keine, auch die kleinste Station, so wusste der *Winterthurer Landbote* 1859 zu berichten, «ja kein Weichenwärter war sicher bei Tag oder Nacht, von seinem Besuche oder seiner Inspektion überrascht zu werden».⁶⁶ In seiner Eigenschaft als Betriebsdirektor erwarb Simon, der kleine Mann mit dem Stöckchen, von der Eisenbahngesellschaft den westlichen, bahnhofnahen Teil der *Poststrasse* (früher «Simon-Strasse»). Die Nordseite dieser wirtschaftlich höchst interessanten Direktverbindung Bahnhof-Altstadt liess Simon 1859–1860 unter der Bauleitung von Ingenieur Reinhard Lorenz (1826–1880) als sogenanntes «Simon-Quartier» überbauen. Damit fand auch Kunklers Plan 1840 für die Überbauung der Quartiere vor dem Scheibentor einen späten westlichen Abschluss. Reinhard Lorenz, der 1849 als politischer Flüchtling aus Hessen in die Schweiz emigrierte, leitete 1860–1862 auch die Überbauung des ebenfalls von Simon seitens der Ortsbürgergemeinde erworbenen sogenannten «Post-Quartiers» an der Südseite des *Bahnhofplatzes* (Geviert *Bahnhofplatz-Schützengasse-Merkurstrasse-Kornhausstrasse*, mit Postgebäude und späterem Hotel Walhalla). Simon plante auch eine geradlinige Fortführung der *Poststrasse* über die Grabenzone zum *Marktplatz* und *Bohl*. Unter seiner Regie als städtischer Bauinspektor fielen 1865 am Marktplatz das Stadttor und die Metzg, 1866 der benachbarte Rathausturm und 1869 in der unteren Stadt das Platztor. Simon war auch Mitbegründer und Architekt des Gemeindespitals, des späteren Kantonsspitals (*Rorschacher Strasse* 95). Wie auch bei anderen städtischen Bau-

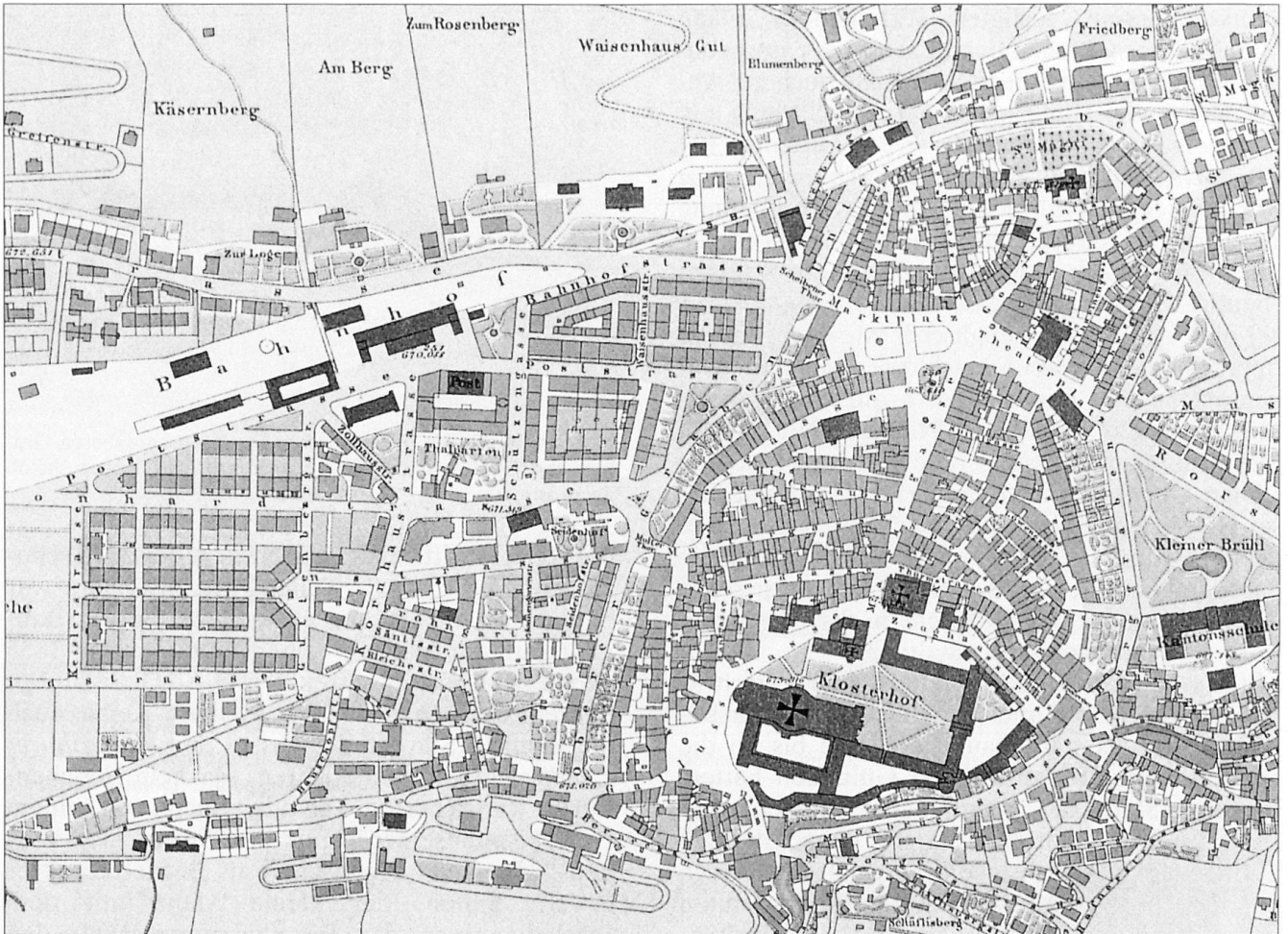


Abb. 49 St. Gallen. Übersichtsplan der Stadt St. Gallen 1883, 1:5000 (Ausschnitt).

aufgaben habe der Gemeinderat und eingekaufte Stadtbürger Simon – so das *Tagblatt der Stadt St. Gallen* 1885 – «die auf ihn gesetzten Erwartungen ganz erfüllt. Man konnte vielfach sagen: er stürzt das Alte, und neues Leben erblüht aus den Ruinen». ⁶⁷ Später konzentrierte sich Simon ganz auf die Neugestaltung des Kurbades Ragaz. Die Domäne Hof Ragaz, einst Besitz des Klosters Pfäfers, wurde samt den dazugehörigen Tamina-Heilquellen 1868 vom Grossen Rat Simon eigentumrechtlich übertragen. ⁶⁸

Der Mangel eines sowohl kantonalen wie auch gesamtstädtischen Baugesetzes liess den Gemeinderat zwar schon 1844 den Erlass einer Bauordnung ins Auge fassen. Noch im gleichen Jahr legte der eben gegründete SIA-Verein St. Gallen einen entsprechenden Entwurf vor. Die Anstrengungen der Architekten führten allerdings über zwei Jahrzehnte zu keinem Ziel. Noch 1863 fragte sich ein Zeitungsschreiber: «Was nützt uns noch eine Bauordnung, wenn die ganze Thalebene von St. Gallen überbaut ist?» ⁶⁹

Bis dahin standen der Stadt auch keine exakten Vermessungspläne für das Bauen zur Verfügung.

Die Forderung 1837 von Felix Wilhelm Kubly nach einer Vermessung des ganzen Gemeindegebiets verlief aus Kostengründen im Sand. Auch drei weitere Vorstösse, u. a. 1852 durch den kantonalen Strasseninspektor Wilhelm Friedrich Hartmann, fruchteten nichts, obschon von seiten des Eisen-

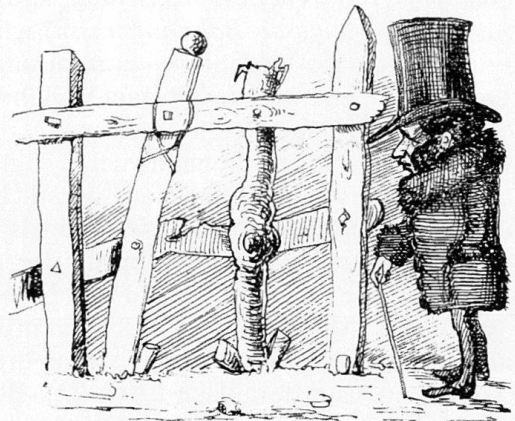


Abb. 50 Architekt und Eisenbahndirektor Bernhard Simon (1816–1900) bei der Inspektion st. gallischer Unregelmässigkeiten. Karikatur 1862.

bahnunternehmens schon zahlreiche Vermessungspläne vorlagen. Erst Bernhard Simon gelang es 1861 mit dem Hinweis auf diesbezügliche Schwierigkeiten beim Wiederaufbau der eben in jenem Jahr abgebrannten Stadt Glarus, die Sache ins Rollen zu bringen. 1863 lag das 42 Messtischblätter umfassende *Vermessungswerk* im Massstab 1:500 vor, gefertigt von den Ingenieuren Johann Jakob Fierz aus Rapperswil und Eugster aus St. Fiden/St. Gallen-Tablat.⁷⁰

1864 endlich erschien dann auch die erste allgemeine *Bauverordnung für die politische Gemeinde St. Gallen* und wurde auch in Kraft gesetzt. In acht «Abtheilungen» regelte sie sämtliche Fragen der Baupraxis, angefangen bei der Bezeichnung der Katasterpläne, den Baulinien und Kanalbauten, den Beziehungen der Gebäude zu benachbarten Grundstücken, über die Regeln bei Neu- und Umbauten bis hin zum Unterhalt der Gebäude.⁷¹ Die Verordnung unterstützte Einheitlichkeit und Gleichmässigkeit bei der Planung fast sämtlicher Quartiere im westlichen und östlichen Talgrund. Neufassungen dieser ersten städtischen Bauordnung erschienen 1887 und 1898. Neben dieser allgemeinen Bauordnung erschienen weiterhin eine Menge spezieller Reglemente für einzelne Quartierüberbauungen: u.a. 1870 für die östliche Hälfte der Davidsbleiche (zwischen *Davidstrasse* und *St. Leonhard-Strasse*), 1874 für den *Unteren Brühl*, 1881/1888 für die Guggisbleiche, 1883 für den Greifenacker, 1886 für das Untere Linsebühlgut, 1888 für die Ostseite der Schwertgasse (*Torstrasse*), 1888 für die Gemeindestrassen am *Rosenberg*, 1889 für Frongarten (*Frongartenstrasse*). 1889 wurden auch für die westlich der Sitterschlucht liegende Ortschaft *Winkeln* in der Nachbargemeinde Straubenzell besondere Bauvorschriften erlassen. 1890 gaben sich beide Nachbargemeinden *Straubenzell* und *Tablat* (1918 der Stadt eingemeindet) eigene kommunale Bau-reglemente.⁷²

2.5 Gallus 1856: ein zweiter «Gründungsakt»

Ende März 1853 unternahm die St. Gallisch-Apenzellische Eisenbahngesellschaft den ersten Spatenstich für den Bahnbau Winterthur–Wil–Uzwil–Flawil–Gossau–St. Gallen und St. Gallen–Goldach–Rorschach. Die Vorarbeiten leistete der schon 1846 vom Kaufmännischen Directorium gegründete «Eisenbahnverein». Im Einleitungswort einer 1846 publizierten Schrift *Über das St. Gallische Eisenbahnwesen*, in der schon die Kunststrasse als «eine Art Maschine» bezeichnet wird, gilt

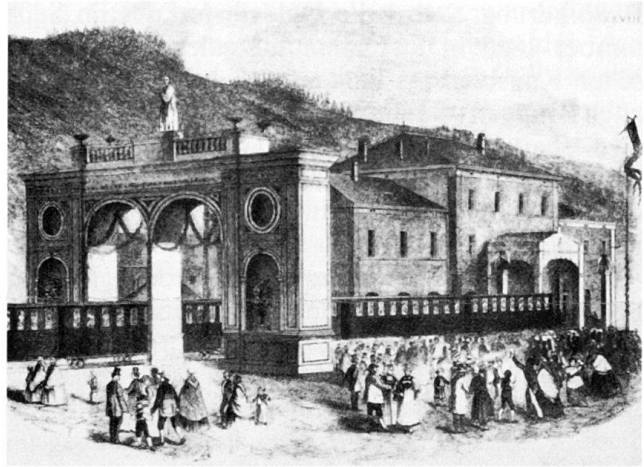


Abb. 51 St. Gallen. Eisenbahneröffnung am Ostermontag 1856. Anonymer Stahlstich, 1856.

Bewegung als Grundbedingung allen Lebens und die dank der Dampfkraft erreichte «willkürliche Ortsveränderung» als «eine wundersame, in ihren Folgen für die Weltgeschichte unberechenbare Umgestaltung».⁷³ Den Ausführungsplänen der Ingenieure Friedrich Wilhelm Hartmann und Carl von Etzel (1812–1865), Oberbaurat und Mitglied der Königlich-württembergischen Eisenbahn-Kommission, ging ein Gutachten des englischen Eisenbahnfachmannes Robert Stephenson voraus. Die definitive Bahnführung bestimmte der ehemalige kantonale Strasseninspektor Alois Negrelli, nun k.k. Generaldirektor der öffentlichen Bauten im lombardisch-venezianischen Königreich. Er empfahl für das Stadtgebiet in St. Gallen eine Bahnführung entlang der Talsohlen.⁷⁴

Die spektakulärste Bauunternehmung innerhalb dieses Bahnbaues und in der damaligen Technikentwicklung der Schweiz überhaupt ist im Eisenbahnbrückenbau über die *Sitterschlucht* zu sehen. Nachdem von Etzel und Riggenbach 1854 in Olten den ersten Eisengitterbogen vollendet hatten, schufen von Etzel und Gaspard Dollfus (1812–1889) aus Mülhausen in St. Gallen 1854–1856 den ersten grossen horizontalen Gitterträger in der Schweiz: einen über vier Öffnungen fortlaufenden Träger aus gewalztem Eisen mit waagrechten Gurtungsplatten, an welche die Gitterstäbe angenietet wurden. Ähnliche Konstruktionen entstanden an der gleichen Bahnlinie zwischen St. Gallen und Wil über die Glatt und Thur, im Paudèze-Viadukt auf der Linie Lausanne–Villeneuve (1856, Bonzon & Fils), in Bern («Rote Brücke» 1856–1858, von Etzel und Gustav Gränicher, Gebr. Benckiser, Pforzheim) sowie im Grandfey-Viadukt bei Fribourg (1856–1862, Leopold Blotnizki und Schneider-Le Creusot, von Etzel als Gutachter).⁷⁵ Den laufenden Bauarbeiten am Sitterviadukt galt 1855/56 die ganze Aufmerksamkeit der St. Galler

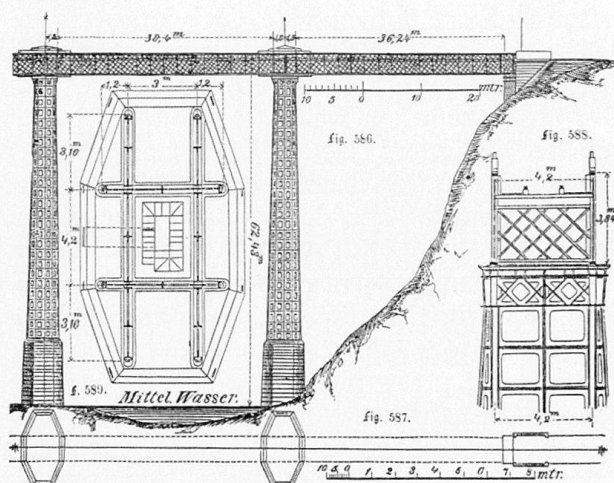
Bevölkerung. Selbst die Delegierten des im September 1855 in St. Gallen tagenden Schweizerischen Kunstvereins liessen es sich nicht nehmen, nach Bruggen (Gemeinde Straubenzell) zu pilgern, «wo eben die Gerüste für den Bau der neuen Eisenbahnbrücke aufgezogen wurden».⁷⁶ Zur eigentlichen Sensation wurden die Montagearbeiten am 5. Januar 1856:

«Letzten Samstag Nachmittags wurden (...) die beiden ersten Gitterwände für das jenseitige, linke

Uferfeld der Sitterbrücke in Gegenwart der Eisenbahnbehörden und einer grossen Menschenmenge vom diesseitigen, rechten Widerlager mittels zweier eigens hiezu gebauten Rollwagen glücklich hinübergeschoben. Diese Wagen liefen mit ihren Rädern über die auf der Hilfsbrücke befestigten Eisenbahnschienen, und die Gitter hing zu beiden Seiten derselben einfach an Eisenbarren, die von den Wagen getragen wurden. Das Hinüberziehen selbst geschah mittels eines, auf dem jen-



Abb. 52 und 53 St. Gallen. Sitterbrücke der Vereinigten Schweizerbahnen. 1853–1856 erbaut von den Ingenieuren Louis Caspard Dollfus und Carl von Etzel. 165 m lange eiserne Gitterträgerbrücke mit Pfeilern aus Gusseisenelementen. Erster derartiger Brückentypus auf dem europäischen Kontinent nach dem Vorbild der Londoner Britanniabrücke. Postkarte um 1910 und Konstruktionsdetails aus: F. Heinzerling, *Die Brücken aus Eisen*, Leipzig 1870.



seitigen Brückenkopf aufgestellten und eingerammten, von 10 Mann bewegten Wellenkopfs. Um das Zugseil, das am vordern Wagen befestigt und aus einigen Stücken zusammengesetzt war, nicht in zu grosser Länge auf die Trommel der Maschine aufwickeln zu müssen, wurde nochmals Halt gemacht und das Seil nachgenommen. Die ganze Operation, die bereits 1½ Stunden andauerte, ging aufs Beste von statten, und die Hilfsbrücke, die vorher immer manche ängstliche Gemüther beunruhigte, hat sich dabei auf das Glänzendste bewährt. Die Bewegung ging wirklich über alle Erwartung gut und ruhig und ohne alle Schwankungen vor sich. Und auch von einer Biegung der Bahn war kaum etwas wahrzunehmen. Jeden-

falls wird dieselbe im Maximum kaum einen Zoll betragen haben.

Einsender dieser Zeilen, der die verschiedenen Stadien des Baues mit dem grössten Interesse verfolgte und der mehrfach Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, wie wohl durchdacht Herr Dollfus, der tüchtige Unternehmer des Baues, alle seine Pläne entwirft und wie sorgfältig er dieselben auszuführen sucht, hatte zwar nicht den geringsten Zweifel in die sichere Tragfestigkeit der Hilfsbrücke gesetzt, namentlich seitdem an derselben die höchst zweckmässigen Versteifungen und Verstrebungen noch in grösserm Masse angebracht worden sind, als im Anfange projektirt war (...).»⁷⁷ Lautes Hurrarufen der Menge und Böllerschüsse begleiteten das Ereignis. Während die in Stuttgart erschienene *Eisenbahn-Zeitung*, das Organ der Vereine deutscher Eisenbahn-Verwaltungen und Eisenbahn-Techniker, den Brückenbau über die Sitter wiederholt als wichtigen Fortschritt im Brücken- und Eisenbau beschrieb, gaben eher populäre Zeitschriften dem allgemeinen Staunen und dem ungewohnt neuen Zeitgefühl Ausdruck. Ein Vergleich mit den beiden älteren Brücken in der Tiefe des Sittertobels endet im *St. Galler Kalender 1855* mit der Erkenntnis: «So drängen sich die Ereignisse, drängen sich die Fortschritte im Laufe der Zeit, wie draussen im Kräzertobel (Sittertobel) also überall im Schweizerland. Je schneller es aber mit diesen Fortschritten geht, desto baldier veraltet die Welt.»⁷⁸

Am Ostermontag 1856 endlich hielt die erste Lokomotive in St. Gallen ihren «feierlichen Ein-

zug». Festlich bekränzte Waggons wurden von Lokomotiven angeführt, die mit Gemälden der Städte St. Gallen, Winterthur, Frauenfeld u.a. sowie den Symbolen des Handels, der Kunst, Industrie und Wissenschaft geschmückt waren. «Dies ist der Tag, den Gott, die Ingenieure und unser Volk gemacht haben» frohlockte ein Festredner, während gleichzeitig der erste Zug durch Triumphpforten mit Standbildern von «Helvetia» und «Gallus» einfuhr, begleitet von Böllerschüssen, Kirchengeläute und Musikkapellen. Dem Festzug schlossen sich auch Arbeiter mit blumenbekränzten Bauwerkzeugen an. Alles war so symbolisch ausgedacht, als ob es aus dem *Wilhelm Meister* geschöpft wäre, schrieb Gottfried Keller über das Gesehene in St. Gallen.⁷⁹ Zu guter Letzt, nein zu vorderst an der Stirne der Lokomotive «Gallus», stand ein veritabler Gallus und schwang einen Lorbeerkranz. In dieser allegorischen Darstellung, in der sich geschichtliche Vergangenheit und das mobile Maschinenzeitalter die Hand reichten, vollführte der heilige Gallus sozusagen einen zweiten Gründungsakt im nun industriellen und mobiler gewordenen St. Gallen. Eine abendliche Illumination des *Klosterhofes* beendete den denkwürdigen Tag. Die Stickereistadt St. Gallen kam über dieses Ereignis dem jungen Bundesstaat und der Welt einen gewaltigen Schritt näher. Im Jahr der Bahneröffnung wurde in St. Gallen nicht nur das Eidgenössische Sängerefest abgehalten, auch konzertierten (dank der Eisenbahnverbindung!) Richard Wagner und Franz Liszt hier in einem gemeinsamen Konzert (Abb. 9).⁸⁰

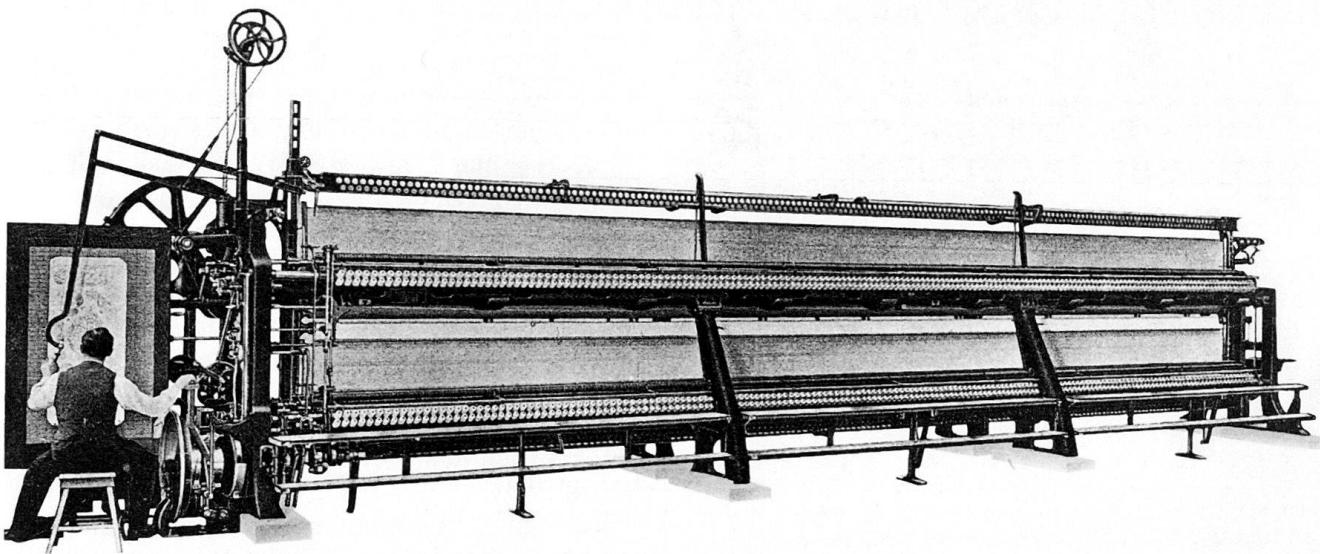


Abb. 54 Ostschweizer Sticker an der Maschine. 10-Yards-Schifflistickmaschine, produziert von Saurer Arbon, um 1916.

2.6 Feine Stickereien – nützlicher Beton

St.Galler Kaufleute sollen – so berichten Wirtschaftshistoriker, aber auch das sakralgehaltene Gemälde «Handel und Industrie St. Gallen» 1881 von Emil Rittmeyer (1820–1904) (Abb.10) – 1751 in Lyon türkische Frauen beim Besticken von Seide beobachtet und die gleiche Technik dann auf die heimische Mousseline übertragen haben.⁸¹



Abb. 55 St. Gallen. Stickereigeschäftshaus «Oceanic» an der St. Leonhard-Strasse. 1904–1906 erbaut von Pfleghard & Häfeli, Zürich. Art Nouveau-Wellenschlag in der Stickereimetropole. Fotografie um 1930.

Erwies sich die Handstickerei schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts als herausragender Industriezweig der Ostschweiz, so erfolgte der eigentliche Durchbruch der Stickerei – nun als Maschinenstickerei – in den 1860er Jahren des 19. Jahrhunderts. Das Ende des amerikanischen Sezessionskrieges im Jahre 1865 sowie die damit verbundene Freihandelspolitik, aber auch die vom französischen Hof protegierte Mode des zweiten Rokokos begründeten den ungeheuren Aufschwung der St. Galler Stickerei, die schon bald den Stellenwert der wichtigsten Schweizer Exportindustrie einnahm.⁸²

Neuerfindungen und Vervollkommnungen im Stickereimaschinenbau, insbesondere die von Isaak Gröbli (1822–1917) seit 1863 entwickelte Schifflistickmaschine und deren spätere Automatisierung, unterstützten den rasanten Aufschwung der schweizerischen (und noch mehr der sächsischen) Maschinenstickerei.⁸³ Allein im Jahr 1874 wurden im Kanton St. Gallen rund 1000 neue Stickmaschinen in Fabriken oder privaten Sticklokalen aufgestellt. Dem im Krisenjahr 1885 gegründeten «Zentralverband der Stickerei-Industrie der Ostschweiz und des Vorarlbergs» gehörten 1889 rund 6360 Sticker und Stickerinnen mit insgesamt 11363 Maschinen an.⁸⁴ Mengemässig erreichte der Stickereieexport um 1910 seinen Höchststand, wertmässig dagegen um 1920, kurz vor dem darauffolgenden Zusammenbruch 1921.

Mit dem Stickereiboom verbindet sich ein St. Galler «Go West» in zweierlei Hinsicht: exportgeographisch wie städtebaulich. Wichtigster Abnehmer der St. Galler Stickereien waren die USA. Gemäss einer vom amerikanischen Konsulat in St. Gallen geführten Exportstatistik steigerte sich die Ausfuhr in die USA von 1864 bis 1880 um mehr als das Sechzigfache (!), von Fr. 352 277 auf Fr. 21 894 369.⁸⁵ In der Blütezeit dieser Exporte entstanden in der Stadt nicht nur eine ganze Reihe amerikanischer Firmen (und umgekehrt St. Galler Niederlassungen in den USA). St. Galler Stickereiherren pflegten auch ihre grossen und repräsentativen Stickereigeschäftshäuser, die wie Riesen dampfer in den westlichen Vorstädten ankern, mit entsprechend grossartigen Namen zu versehen: «Oceanic», «Pacific», «Atlantic», «Chicago», «Britannia», «Florida» usw. Das neubarocke Stickereigeschäftshaus «Washington» der Herren Iklé Frères und Stauder & Co. (Rosenberg-Strasse 20–22) trägt den berühmten Namen gar in Goldschrift.⁸⁶

Über dem Eckgesims der Union-Bank und früheren Stickerei-Börse (Mulptertor/Neugasse 54), diesem wienerisch inspirierten Grossbau an



Abb. 56 St.Galler Stickerei für Übersee: Store mit allegorischer America-Darstellung. EX PLURIBUS UNUM (Schrift auf Band im Schnabel des Adlers). Kettenstich mit Baumwollapplikation auf Maschinentüll. 400 x 183 cm. Um 1890 in St. Gallen geschaffen.



Abb. 57 St. Gallen. Stickereigeschäftshaus «Pacific», 1906/07 erbaut von Curjel & Moser, Fassadenrhythmus.

der St. Galler «Ring-Strasse», weist Merkur, der Gott des Handels, den Schiffsweg für Stickereien gegen Westen, nicht nur zum fernen, amerikanischen, sondern auch zum nahen Bahnhof und zur städtischen Hauptpost. Die Post in St. Gallen war (1903) die meistfrequentierte der Schweiz pro Kopf/Einwohner. Auf Expressgüter bezogen figurierte sie gesamtschweizerisch hinter Zürich auf Platz 2. Der Bahnhof nahm 1911 in der gesamtschweizerischen Personenverkehrs-Statistik hinter Zürich und Lausanne Platz 3 ein. Die dortige städtebauliche Antwort markiert noch heute das damalige «Gross-St. Gallen».⁸⁷ (Siehe Kap. 2.7 und 2.9.2)

Die Stickereigeschäftshäuser waren und sind zum Teil bis heute die Orte des weltweiten Stickereihandels geblieben. Während die Produktionsstätten der Maschinenstickerei fast ausnahmslos in ländlichen Regionen der Ostschweiz oder in den der Stadt benachbarten Gemeinden Straubenzell und Tablat erstellt wurden, konzentrierten sich die Stickereigeschäftshäuser im innerstädtischen *Handels- und Bahnhofquartier*, insbesondere im südseitigen Stadtraum zwischen Berneckhang und Bahnanlagen (*Poststrasse, St. Leonhard-Strasse, Vadianstrasse, Frongartenstrasse, Davidstrasse, Unterstrasse, Teufener Strasse*). Neben Verkauf und Versand wurden im Stickereigeschäftshaus auch Ausrüstungsarbeiten wie Nachsticken, Ausschnei-

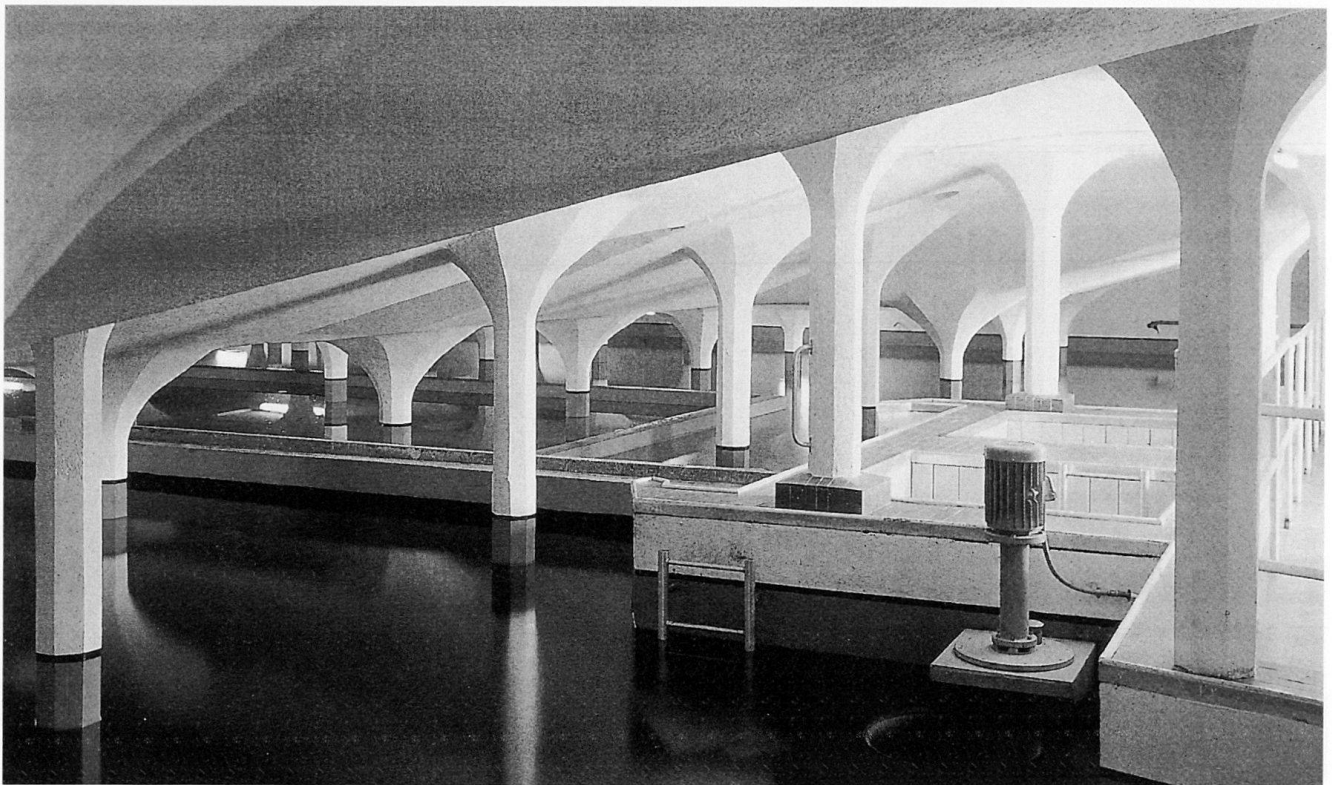


Abb. 58 Filtergebäude der Wasserversorgungsanstalt «Riet» am Bodensee bei Rorschach, 1912 von Robert Maillart im Auftrag der Stadt St. Gallen erbaut. Unterzugsloses Pilzdeckensystem in Stahlbeton. Fotografie um 1988.

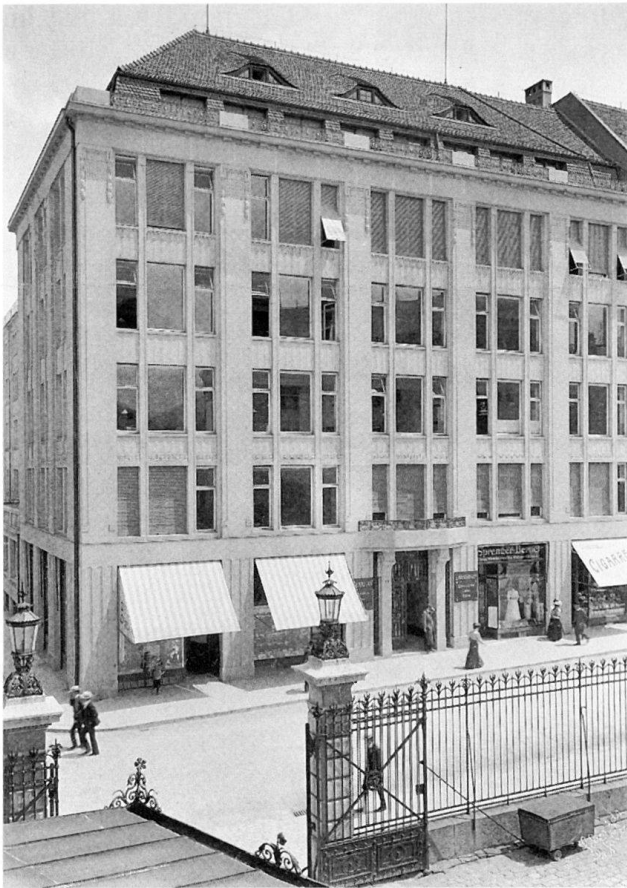


Abb. 59 und 60 St. Gallen. Stickereigeschäftshaus Labhard & Cie. Ecke Kornhausstrasse/Merkurstrasse. 1907/1908 erbaut von Pflughard & Häfeli, Zürich. Eisenbetonbau mit Sandsteinverkleidung. Fassaden- und Hofansicht 1909.

den, Merzerisieren, Ätzen, Glätten u.a. getätigt. Sowohl für das unternehmerische wie städtebauliche Erscheinungsbild wurde der Bautypus des Stickereigeschäftshauses seit den 1880er Jahren prägend und bedeutend. Mit ihm – im Volksmund gerne auch «Stickereipalast» bezeichnet – verbinden sich architekturensprachliche Repräsentation mit pionierhaftem Bauen.

Eine Vorreiterrolle im modernen Geschäftshaus- und Bankenbau in St. Gallen spielten vor allem der aus Nordböhmen stammende Wendelin Heene (1855–1913) und sein Partner Karl Forster (1846–1923).⁸⁸ Nicht ohne Grund eröffnete Robert Maillart (1872–1940) bereits im Jahr seines Austritts aus der Firma Froté & Westermann (Zürich) an der Rosenbergstrasse in St. Gallen ein erstes Zweigbüro. Und 1907 machten sich auch die renommierten Architekten Curjel & Moser (Karlsruhe) im eben fertiggestellten Stickereigeschäftshaus «Pacific» an der *Schreinerstrasse* 5–7 in St. Gallen ansässig, um an den Grossaufträgen der aufstrebenden Stadt und Industrie Anteil zu gewinnen (seit da «Curjel & Moser, Karlsruhe und St. Gallen»). Neben einheimischen Architektur- und Baufirmen (Forster & Heene, Leuzinger & Niederer, Anton Aberle, Hans Bendel u.a.) erhielt

auch das Zürcher Architekturunternehmen Pflughard & Häfeli in der Stickereistadt zahlreiche Grossaufträge. Otto Pflughard (1869–1968), der Partner von Max Häfeli (1869–1941), war gebürtiger St. Galler.

Eisenbeton als Baumaterial kann in St. Gallen schon vor 1900 nachgewiesen werden. So fand das 1892 patentierte System Hennebique in St. Gallen 1898 im Postgebäude Linsebühl erstmalige Anwendung (*Linsebühlstrasse* 77). Frühwerke von Maillarts Tätigkeit in St. Gallen ab 1902 finden wir, einmal abgesehen von den Stickereigeschäftsbauten, u.a.: 1903 im weitgespannten Bogen der Brücke *Felsenstrasse* über die *Mülenenschlucht* (wie Maillarts Stauffacherbrücke in Zürich, 1896, noch mit Natursteinverkleidung), 1905–1907 im Schulhaus Hadwig (Curjel & Moser, *Notkerstrasse* 27), 1906 im Wasserturm für die Schweizerischen Bundesbahnen (*Grünbergstrasse* 7), 1906–1909 in der Tonhalle (Gottfried Julius Kunkler, *Museumstrasse* 25). Das Tragskelett der Tonhalle wurde von Maillart nicht nur entworfen und berechnet, sondern auch von seinem eigenen Personal ausgeführt. In St. Gallen machte 1912 Maillart auch erste Versuche mit Strassenbelägen in dem von ihm entwickelten Patentverfahren «Beton mit

Eiseneinlage» (Altmannstrasse).⁸⁹ Ebenfalls in das Jahr 1912 datiert Maillarts Pilzkonstruktion im Filtergebäude, das im Auftrag der Stadt St. Gallen in der Wasserversorgungsanstalt «Riet» am Bodensee bei Rorschach entstanden ist. Das unterzugslose, der Funktion wegen geneigte Deckensystem in Stahlbeton wird von achteckigen, pilzähnlichen Stützenköpfen getragen. Die Konstruktion im «Riet» steht in der prominenten Reihe der von Maillart seit 1908/09 entwickelten Pilzdecken (1910 Lagerhaus Giesshübel Zürich, 1912 Lagerhaus Gerhard & Hug St. Petersburg, 1912–1913 Eidgenössisches Getreidemagazin Altdorf UR).⁹⁰

1909 vermerkte die *Schweizerische Bauzeitung* bezüglich der spezifisch lokalen Bauaufgabe des Stickereigeschäftshauses, dass sich «in den letzten Jahren ein besonderer Typ herausgebildet» habe. Hector G. Preconi unterstützte diese Meinung auch in einem Aufsatz 1910 im BSA-Organ *Die Schweizerische Baukunst*. Und ein Zeitungsschreiber formulierte 1912 übersteigert: «Wenn Berlin einen Warenhausstil geschaffen hat, so schenkte St. Gallen der Welt den Typus des modernen Geschäftshauses.»⁹¹ Worin liegt denn dieses Besondere am St. Galler Stickereigeschäftshaus? Das neue Bauen in armiertem Beton brach mit dem traditionellen Wand/Fenster-Verhältnis, da es leichtere und damit auch lichtere Bauformen erlaubte. Das Geschäftshaus der Stickereifirma Labhard & Cie. (1907–1908, Architekten Pflughard & Haefeli, *Kornhausstrasse 7/Merkurstrasse*) steht Beispiel dafür. Die Betonkonstruktion lässt die Fensterstürze auf gleicher Höhe ansetzen wie die Decken. Die optimale Lichtführung erlaubte auch tiefere Arbeitsräume. Rolladenkasten sind in die Brüstungen der nächst oberen Brüstungen eingebaut. Über den Handel mit feinen Stickereien meldete sich auch das funktionale und offene Raster-system der Chicago-School an. Sowohl der Anspruch auf Repräsentation (Empfang von Kundschaft aus aller Welt) wie auch stadtbildliche Kriterien in der Zeit aufkommender Heimatschutzbewegung hätten reine Sachlichkeit – wie übrigens auch im damaligen Chicago selbst – kaum zugelassen. Die Architekten verbanden Ansprüche auf Repräsentation mit der Einfachheit der neuen Betonkonstruktion. Während 1906–1907 die Architekten Pflughard & Haefeli (unter Mitarbeit von Robert Maillart) in Davos im «Queen-Alexandra-Sanatorium» einen äusserst sachlichen Raster-Flachdachbau wagten, überzogen sie ihr gleichzeitig entstandenes Geschäftshaus Labhard & Cie in St. Gallen in klassischer Architektursprache: mit einer, wenn auch sehr dünnen Pfeilerordnung in Sandstein sowie einem Walmdach über dem

zurückversetzten sechsten Geschoss. Hofseitig, im Eckbereich des Treppen- und Lifthauses, eröffnen sich dagegen frei und unkaschiert die Möglichkeiten des noch jungen Bauens in Eisenbeton (Abb.).⁹² Diese Sachlichkeit kontrastiert äusserst stark mit dem benachbarten, förmlich wogenden «Oceanic» der gleichen Architekten, dem vielleicht reinsten und kühnsten Art-Nouveau-Gebäude in der Schweiz (1904/05 in Eisenbeton erbaut für Stickereiunternehmer Karl Fenkart, *St. Leonhard-Strasse 20*).

Eine die Fassaden stärker dominierende Pfeilerarchitektur wählten die Architekten Curjel & Moser in ihren Stickereigeschäftshäusern «Pacific» (1906–1907 für Zürcher, Niederer & Co, *Schreinerstrasse 5–7*) sowie Fenkart & Abegg (1907–1908, *Teufener Strasse 1–3*). Den Horizontalen der breiten Fensterbahnen und Brüstungen des sachlichen Kernbaus setzten sie in Anlehnung an Alfred Messels Kaufhaus-Architektur in Berlin (Kaufhäuser Wertheim, Fischbein und Mendel) in den aufsteigenden Mauerpartien eine starke Vertikalisierung entgegen. Dieses fassadenplastische Prinzip der Pfeilerarchitektur schafft eine fast gotisierende Gegenwirkung. Auch der massive und schwere Komplex der Stickereibauten *Davidstrasse 31–35* (1910–1911, Robert Maillart, Curjel & Moser und Anton Aberle) sowie weitere der Stickerei dienende Grossbauten an der *Unterstrasse* (Nrn. 11, 15, 14, 22–24) weisen ähnliche Verbindungen von funktionaler Konstruktion und klassischem Fassadenkleid auf. Einen höchst barocken Weg von Verpackung einer grossdimensionierten Eisenbetonkonstruktion von Maillart ging Architekt Alexander von Senger (1880–1968) in der Gestaltung seines Bahnhofgebäudes (siehe Kap. 2.7).

2.7 Historie und Denkmäler in der Moderne

Das wissenschaftliche und auch emotionale Interesse an vergangener st. gallischer Baukultur und Geschichte erreichte in den Jahrzehnten der stickereiwirtschaftlichen Höhenflüge, insbesondere zwischen 1900 und 1914, ihre stärksten Phasen. Die Begründung der Rückorientierung liegt einerseits in eben jener tiefgreifenden Veränderungserfahrung von Stadtbild und Stadtleben, andererseits aber in einer allgemein anwachsenden Bedeutung der Lokal- und Regionalgeschichte innerhalb der Geschichts- und Kunstwissenschaften. Mit der Gründung des «Historischen Vereins in St. Gallen» 1861 durch den Ökonomen und Historiker Hermann Wartmann (1835–1929) sind Forschung und Beschäftigung mit stadt- und kantons-



Abb. 61 St.Gallen. Davidstrasse im westlichen, bahnhofnahen Vorstadtbereich. Zentrum der Strickereigeschäftshäuser und Städtischen Lagerhäuser nach 1900. Fotografie 1982.

geschichtlichen Themen sozusagen institutionalisiert worden. Die seither erschienenen *Neujahrsblätter* des «Historischen Vereins des Kantons St.Gallen» haben die diesbezüglich wichtigen Grundlagen und Darstellungen bekannt gemacht. Unter den Autoren finden sich neben dem vielseitigen Hermann Wartmann – er war auch der Initiator der heute weltweit bekannten Textilsammlung des St. Galler Textilmuseums – Historiker wie Ernst Götzinger, Johannes Dierauer, Gerold Meyer von Knonau, Traugott Schiess, Gottlieb Felder und Baufachleute wie August Hardegger und Salomon Schlatter.⁹³

Einzeldarstellungen innerhalb der geschichtlichen Aufarbeitung und Besinnung reichen allerdings zeitlich viel weiter zurück. Erwähnt worden sind die Erstpublizierung des *St. Galler Klosterplanes* 1704 durch Jean Mabillon und 1844 durch Ferdinand Keller (vgl. Kap. 2.2). Bereits 1799, im Gründungsjahr der Helvetischen Republik, publizierte der Maler, Naturwissenschaftler, Historiker und Redaktor Georg Wilhelm Hartmann (1764–1828) eine kurze *Geschichte der Baukunst im Kanton Säntis*. Nach dem Ausdruck des Bedauerns, dass

in dieser Region für die Geschichte der Künste weder Denkmäler noch «mit Kunstsinn abgefasste Beschreibungen» vorhanden seien, lobt Hartmann vor allem die Leistungen im Holzbrückenbau, allen voran jene der Grubenmann aus Teufen. Hartmann konnte sich am «modernen Gebäude» der barocken Klosterkirche nicht erwärmen. Indessen ist es seiner Initiative beim damaligen helvetischen Minister der Künste und Wissenschaften, Philipp Albert Stapfer (1766–1840), zu verdanken, dass die spätgotische Figurenkomposition am äbtischen Karlstor in St. Gallen damals nicht zerstört worden ist. Hartmanns Einsatz ist in der Vor- und Frühgeschichte der Kunstdenkmäler-Erhaltung der Schweiz sehr bemerkenswert.⁹⁴

Der rasante Wandel im Stadtbild seit den 1830er Jahren weckte auch den Zeichner Johann Jacob Rietmann. Die Publikation seiner sechs Kupferstiche *Die Thore der Stadt St. Gallen* 1834 wurde – so im Kommentar des *Jahrbuchs der Stadt St. Gallen* – «um so beifälliger angenommen, als das baldige Abtragen dieser Bollwerke des Mittelalters vorauszusehen ist, die zwar in architektonischer Beziehung gar nicht Merkwürdiges darbieten,



Abb. 62 St. Gallen. «Und mit ihren Freunden reden jetzt die Menschen über's Meer / Was sie sprechen, fließt in Drähten blitzschnell über Länder her. / Kaum legt man die Frage nieder, so kommt schon die Antwort wieder». J.G. Bernet, *Stadt-St. Gallische Zustände der älteren und neueren Zeit*, St. Gallen 1860. Die Telekommunikation setzt seit 1883 markante neue Zeichen ins historische Stadtbild. Telefonmast über dem Vadianquartier. Fotografie um 1900.

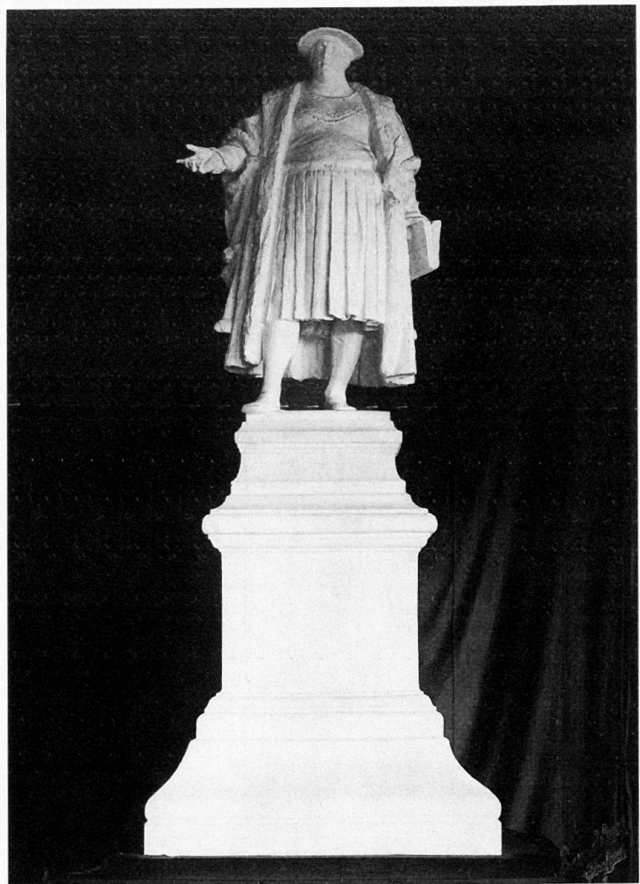
aber von dem wehrhaften Sinne unserer Vorfahren zeugen, deren Werke den Stempel ihres Charakters tragen: kunstlose Einfachheit und Festigkeit». Im gleichen Jahr 1834 äusserte der eben ernannte Kantonsarchivar Peter Ehrenzeller (1798–1847) den Wunsch nach «Aufstellung eines St. Gallischen Musäums». ⁹⁵ Erste Baupläne für ein solches Museum datieren in das Jahr 1843 (siehe Kap. 2.3). In Johann Christoph Kunklers Museumsbau im Stadtpark 1873–1877 fand die lokale und regionale Kunstsammlung (u.a. auch komplette Decken und Täfer aus den Klöstern St. Gallen, Pfäfers und dem eben abgebrochenen St. Galler Rathaus) neben Gemälden und Naturalien eine neue Stätte öffentlicher Bewunderung (*Museumstrasse* 32). Das heutige Historische (und Völkerkundliche) Museum wurde zwar schon 1912 von Adolf Lang projektiert, aber wegen des Ersten Weltkrieges erst 1921 vollendet (*Museumstrasse* 50). ⁹⁶

Die «St. Galler Rathausfrage», nämlich die Auseinandersetzungen in der Frage um Abbruch oder Umbau des 1563–1564 erstellten Rathauses an der *Marktasse*, beschäftigte wie kein zweites Bauvorhaben die St. Galler Öffentlichkeit in den Jahren 1865 bis 1877. Neben der für die neuere Stadtgeschichte typischen Standortfrage für ein Rathaus (integriert im historischen Zentrum oder als freies Monument ausserhalb des Grabenrings) rückte in diesem «Rathauskrieg» Architekt Johann Christoph Kunkler 1868 neben die Neubaupläne von Felix Wilhelm Kubly ein Restaurierungsprojekt in die Diskussion. Kunkler, um 1880 einer der Mitbegründer der Schweizerischen Gesellschaft für die Erhaltung der Kunstdenkmäler und zeitweilig auch deren Präsident, fand etwa Unterstützung in der Meinung des *Tagblattes der Stadt St. Gallen*, das meinte, ohne Mucksen habe man sich in St. Gallen nämlich «das alte Denkmal abschwatzen lassen». Im gleichen Jahr 1868 zog der junge St. Galler Bürger Hans Auer (1847–1906), «gegenwärtig in Wien» und später Architekt des Parlamentgebäudes in Bern, mit einem Vorschlag «in streng römischer Renaissance» die Aufmerksamkeit auf sich. Das Projekt soll von seinem Wiener Lehrer Theophil Hansen günstig beurteilt worden sein. Über einen Bürgerbeschluss 1875 (1145 gegen 969 Stimmen) und literarisch-zeichnerisch begleitet von einer *Rathaus-Cantate* von Martin Disteli wurde das «ehrwürdige» Rathaus 1877 abgebrochen – ohne Neubau als Ersatz allerdings bis 1977! Ein ehemaliges Hotel und 1915–1977 das frühere Postgebäude dienten als Übergänge. ⁹⁷

Den Platz des alten Rathauses nimmt seit 1904 das monumentale Standbild des St. Galler Reformators, Bürgermeisters, Arztes und Geschichts-



Abb. 63 und 64 St. Gallen. Denkmal für Vadian, St. Galler Reformator, Bürgermeister, Arzt und Geschichtsschreiber. 1904 von Bildhauer Richard Kissling. Vadian-Bildnis aus: Theodor Beza, *Icones*, Genf 1580 (Holzschnitt) und Gipsmaquette.



schreibers Joachim von Watt, genannt Vadianus (1484–1551) von Bildhauer Richard Kissling (1848–1919) ein. Die Denkmal-Positionierung suchte nach starker Symbolik: Der kräftige Blick des Reformators folgt der Achse *Marktasse* am «vadianischen Dom» von St. Laurenzen vorbei exakt zu den römisch-barocken Klostertürmen. Das Motiv der geschweiften Barockgiebel am verlorenen Rathaus wurde um die Jahrhundertwende in den Neubauprojekten für ein Rathaus am alten Standort 1907–1913 von Stadtbaumeister Albert Pfeiffer und ab 1908 von seinem Nachfolger Max Müller wiederaufgegriffen. Während die Standortwahl dem Gutachten und Grundsatz von Hans Auer (Bern, 1901) folgte, mit einem innerstädtischen Rathausbau könne und müsse die frühere Bedeutung des historischen Zentrums wieder zurückgewonnen werden, markierte die Anlehnung an die lokale «Formsprache des 17. Jahrhunderts» eine Intensivierung des Interesses an lokaler Baugeschichte. Der geplante zentrale Rathausturm hätte in der Sichtachse der *Poststrasse* den Ankommenenden vom Bahnhof in die Altstadt geleitet. Die umfangreiche und langdauernde Vorprojektierung, begleitet von renommierten Gutachtern wie Theodor Fischer (Stuttgart), Friedrich Bluntschli (Zürich), Eduard Vischer (Basel) und Gustav Gull (Zürich), endete auch da mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und der 1920 einsetzenden Stickereikrise.⁹⁸ Das Motiv der geschweiften Giebel am alten Rathaus haben indessen die Architekten Curjel & Moser 1905–1907 in ihrem grossen Schulhausbau «Hadwig» übernommen. Das historische Zitat verband sich mit einem für die Zeit und auch für die Schweiz künstlerisch sehr aufwendigen und komfortablen Schulhausbau (*Notkerstrasse* 27). «Hadwig», die einstige Tochter Heinrichs I. und nach 973 herzogliche Witwe auf Hohentwiel ober-



Abb. 65 St. Gallen. Ehem. Rathaus und Stadttor am Markt, vor 1865.

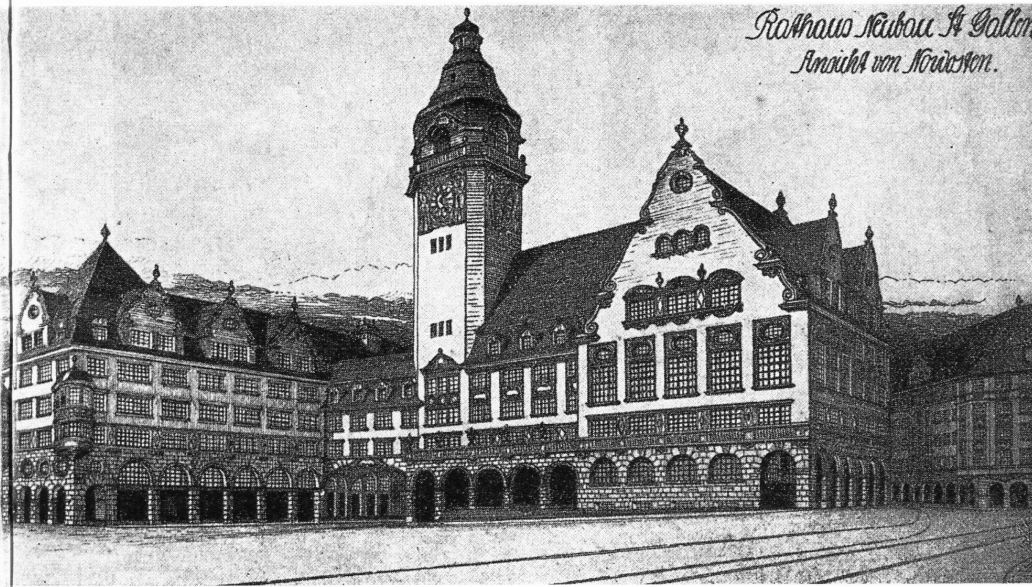


Abb. 66 St. Gallen. Projekt für ein neues Rathaus 1913 anstelle des 1877 abgebrochenen (vgl. Abb. 65).

halb Singen, ist stadträumlich vernetzt mit *Notker-, Ekkehard-, Burkhard- und Scheffelstrasse*: Die literarische Wiederbelebung dieser frühmittelalterlichen Figuren aus dem Kloster St. Gallen und dem Hegau ist dem deutschen Wanderpoet und Dichterstür Joseph Viktor von Scheffel (1826–1868), Autor des Versepos *Der Trompeter von Säckingen* (1854), zu verdanken. Sein Roman *Ekkehard* steht in der romantischen Ausmalung einer urkundlich nicht belegten Liebesbeziehung zwischen dem St. Galler Mönch Ekkehard und der Herzogin



Abb. 67 St. Gallen. Schulhaus Hadwig mit Rathaus-Giebelzitat, 1905–1907 von Curjel & Moser. Fotografie um 1907.



Perspektivische Gesamtansicht von Norden in die Marktasse von Stadtbaumeister Max Müller nach Situationsskizzen von Gustav Gull, Zürich.

Hadwig in der für die Zeit typischen pseudo-historischen Erzählhaltung. Bis ins Jahr 1918, damals war durch die Eingemeindungen «Gross-St. Gallen» eigentlich geboren, erschien Scheffels Roman-Geschichte «aus dem 10. Jahrhundert» in der 284. Auflage.⁹⁹

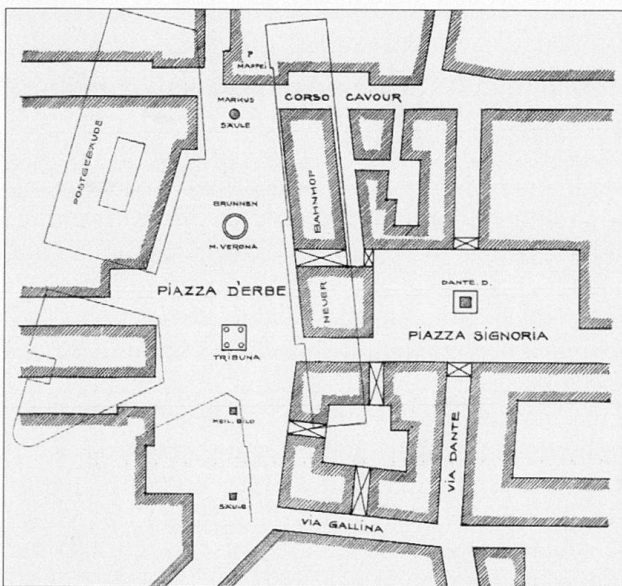
Lokal-historische «Gegenströmung» sei da, schrieb *Die Ostschweiz* 1909, nämlich der «Ruf nach der materiellgemässen, baugerechten, nach einer volkstümlichen und ortstümlichen Architektur ist so laut geworden, dass man ihn nicht mehr überhören kann».¹⁰⁰ Vorbereitend für diesen «Ruf» waren nicht nur Publikationen wie das 1883 von der SIA-Sektion, dem Kunstverein und dem Historischen Verein gemeinsam herausgegebenen Tafelwerk *Die Erker der Stadt St. Gallen* oder August Hardeggers *Altes und Neues aus St. Gallen* (1889), sondern auch politische Anstrengungen. 1904 wurde vom Gemeinderat eine Kommission einberufen, «die im Sinne der Bauordnung für die Erhaltung historischer und kunsthistorischer Bauten oder solcher von besonderer architektonischer Bedeutung zu sorgen hat». 1907 legte diese Kommission ein «Verzeichnis von Gebäuden und Gebäudeteilen auf dem Gebiete der Stadt St. Gallen» vor, die «dem Schutz unterstellt werden sollten». Ausserdem wurde mit fotografischen und zeichnerischen Aufnahmen historischer Bauten begonnen.¹⁰¹

1906 wurde die Sektion St. Gallen-Appenzell der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz gegründet. Über deren Tätigkeit wurden neben der Stadt auch kantonale Gebiete erfasst. In ihrer Zielvorstellung nannte der Verein u.a. die Notwendigkeit, «manche Vorlagen von Bauten usw. nicht nur nach der finanziellen und technischen, sondern auch nach der künstlerischen, den guten Geschmack befriedigende Seite zu prüfen und durchzuberaten».¹⁰²

Eine massgebende Rolle in der st.gallisch-appenzellischen Heimatschutzbewegung spielte der Zimmermannssohn und Baumeister Salomon Schlatter (1858–1922). Als leidenschaftlicher Zeichner (Nachlass im Schweiz. Landesmuseum Zürich) und Publizist, aber auch als Entwerfer der Bahnhofbauten der Südostbahn befasste sich Schlatter intensiv mit der regionaltypischen Architektur. Sein 1912 publizierter Aufsatz *Das Stadtbild St. Gallen* setzt sich mit den städtebaulichen Fragen der Gegenwart auseinander, während das von ihm 1919–1921 geschaffene, heute im Historischen Museum gezeigte Stadtmodell im Massstab 1:200 *Alt-St. Gallen am Ende des 16. Jahrhunderts* dokumentiert. 1922 publizierte August Hardegger zusammen mit Traugott Schiess und Salomon Schlatter das vorbildliche Werk *Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen*.



Abb.68 und 69 St.Gallen. Bahnhofplatz mit Post (links) und Bahnhof (rechts), plaziert nach Camillo Sittes «baukünstlerischen Grundsätzen» bzw. über dem Grundriss der Piazza Erbe in Verona. Fotografie 1916 und Überzeichnung von Sittes Veroneser Platzanlage mit den Baulinien der St. Galler Bauten (1889/1908).



Im Jahr des Kriegsausbruchs 1914 stand die Grossbaustelle *Bahnhofplatz* vor ihrer Vollendung. In einem vom Eidgenössischen Departement des Innern (zuständig für Postbauten) und der Generaldirektion der Schweizerischen Bundesbahnen 1907 gemeinsam eröffneten Wettbewerb erlangten die Architekten Pflughard & Haefeli (Zürich), Curjel & Moser (Karlsruhe und St.Gallen) sowie Kuder & Senger (Zürich) die Hauptpreise. Zu der im Wettbewerb angestrebten architektonischen Gesamtlösung kam es zwar nicht, doch führte eine

1908 vom SBB-Architekten Heinrich Ditscher verfasste Studie *Zur Bahnhofplatzfrage St. Gallen* zu einem Platzentwurf ganz im Sinne von Camillo Sittes berühmter und thesenhafter Schrift *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen* (Wien 1889). Ditschers Studie enthält nicht nur verbale Zitate von Sitte, sondern auch den von diesem publizierten Plan der historischen Piazza Erbe in Verona – mit der fast deckungsgleichen Überzeichnung der geplanten St. Galler Post- und Bahnhofbauten. Der St. Galler Bahnhofplatz mit seiner eben an Verona gemessenen und effektvollen Unregelmässigkeit ist als monumentale Übersetzung von Sittes Theorien und Analysen in diesem Ausmass einmalig in der Schweiz.¹⁰³

Auch die Fassadengestaltungen an den Bahnhof- und Postbauten folgten historischen Bildern. Eine überaus feierlich-pompöse Analogie zur Rotunde der barocken Klosterkirche St. Gallen schuf Alexander von Senger (1880–1968) mit seinem, in einer leichten Rundung hervortretenden Hauptgebäude des Bahnhofes. Architektursprachlich sind Vorbilder dagegen eher im schlesischen und österreichischen Barock (Georg Baer, Johann Bernhard Fischer von Erlach, Jakob Prandtauer u.a.) zu suchen. A. von Senger, der mit seinen späteren Pamphleten *Krisis der Architektur* (1928) Neues Bauen mit Bolschewismus gleichsetzte und mit *Die Brandfackel Moskaus* (1931) neben Le Corbusier vor allem Sigfried Giedion als Hauptinitianten der

«kommunistischen Zelle von La Sarraz» (CIAM-Gründung 1928) brandmarkte, sah sich mit seinem Bahnhofbau harter Kritik seitens der Fachpresse ausgesetzt.¹⁰⁴ Eine Mischung von zeitgenössischer Moderne und klassischem Repräsentationsanspruch verbirgt sich auch im gegenüberliegenden Hauptpostgebäude 1911–1915 der Architekten Pflughard & Haefeli (Zürich). Der vollständig im Rustica-Stil gehaltene Gebäudekomplex weckt mit seinem vortretenden, kubisch einfachen Turm und dem schlichten Wechsel der Fenster- und Pfeilerpartien nicht nur Erinnerungen an italienische Rathausarchitektur der Frührenaissance, sondern auch an Bauten der Chicago School (u.a. Alder & Sullivan). Die Schaltherhalle im Innern dagegen manifestiert die vornehme Grosszügigkeit der damals noch jungen Werkbund-Bewegung. Der Heimatschutz kritisierte hier denn auch diesen Mangel an «enger Beziehung zum alten St. Gallen». Mit dem in schweizerischen Bundesbauten eher seltenen Turmelement schuf sich die aufstrebende Handels- und Kaufmannsstadt einen profanen und auch grossstädtischen Kontrapunkt zum von Sakraltürmen dominierten Stadtbild der Altstadt.¹⁰⁵

2.8 Soziale Steilhänge, Gartenstädte und CIAM 1933

Im Quartier- und Wohnungsbau des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – dies gilt für den Städtebau ganz allgemein – widerspiegeln sich die Raumordnungen einer liberalen und marktorientierten Gesellschaft. Lage, Bodenpreis und Prestige sind als vorrangige Faktoren der jeweiligen sozial-räumlichen Verteilung zu nennen. Entsprechend schichtenspezifisch wurde Stadt als Lebensraum auch erfahren.¹⁰⁶ Die der topographischen Gegebenheiten wegen grössere Überschaubarkeit in St. Gallen lässt diesen Mechanismus stadtbildlich hier besonders stark hervortreten. Der Durchbruch der Mechanisierung innerhalb der Textilindustrie, sowohl in der Spinnerei wie in der Stickerie, erhöhte in St. Gallen in besonderem und frühem Masse die Wanderbewegungen. Hermann Wartmann (1835–1929), Aktuar des Kaufmännischen Directoriums und Wirtschaftshistoriker, wies schon 1866 darauf hin, dass «die ganze Arbeiterbevölkerung einen weniger sesshaften und unruhigeren Charakter angenommen» habe.¹⁰⁷



Abb. 70 St. Gallen. Handels- und Bahnhofquartier in der Talsohle, Quartiere Bernegg und Ruhberg im ansteigenden Hintergrund, Flugfotografie aus Nordosten von Walter Mittelholzer, um 1929.

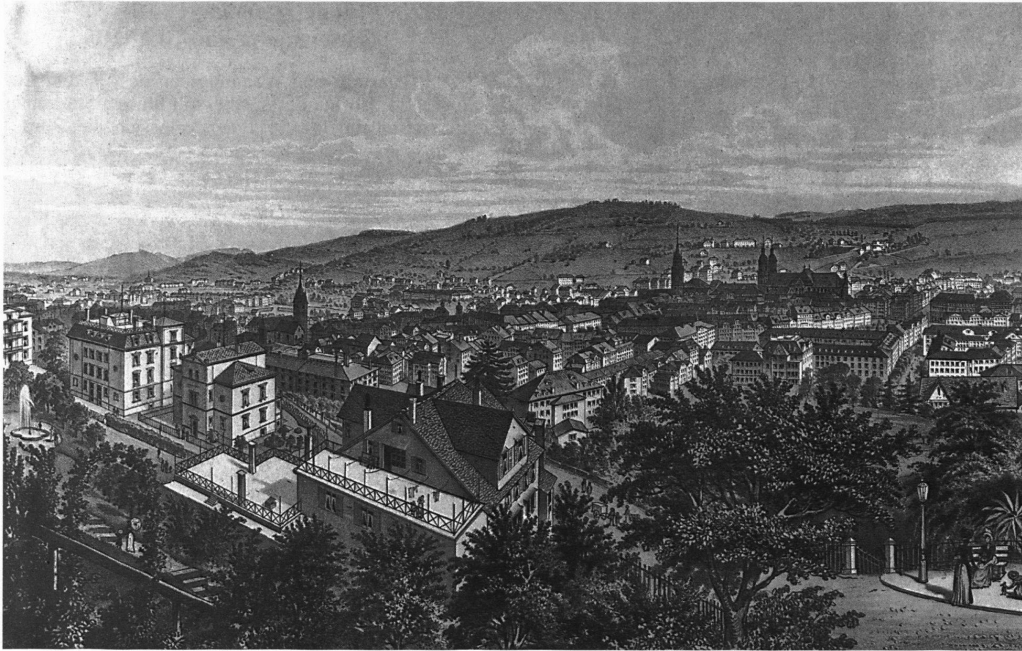
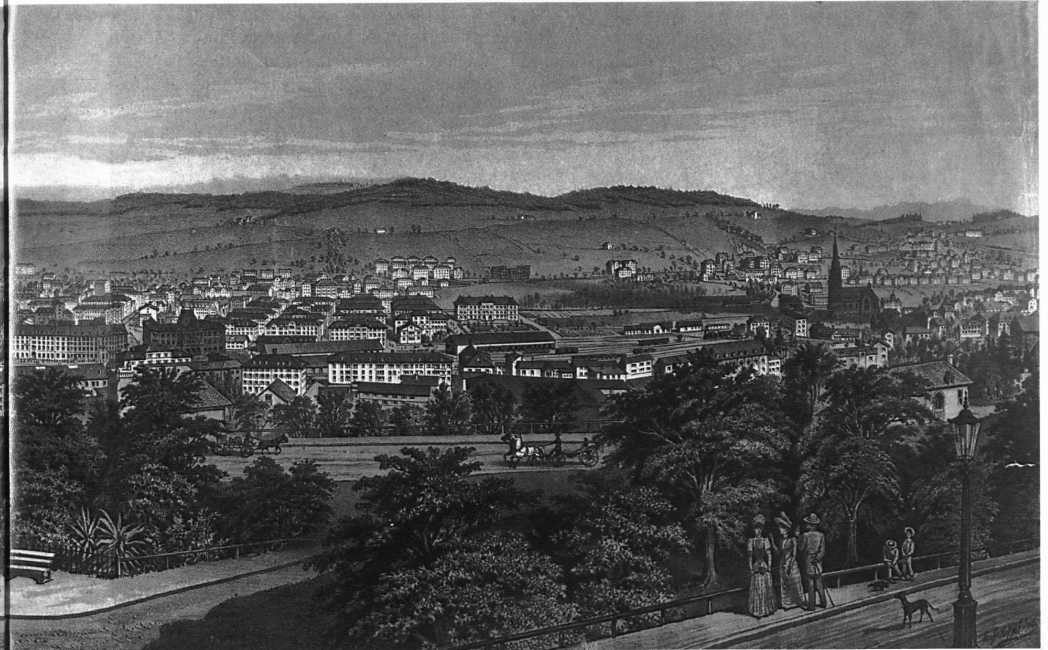


Abb. 71 Panorama St. Gallen vom Rosenberg aus gesehen. Lithographie von F. Graf nach fotografischer Aufnahme von Marty & Amstein. Um 1887.

Die Umstände, dass die renommierten Stickereifabriken (Rittmeyer, Sennhauser, Iklé, Hirschfeld, Billwiller Brothers u.a.) seit etwa 1855 der billigen Arbeitskräfte und Bodenpreise wegen grenznah in die Nachbargemeinden Tablat und Straubenzell zu liegen kamen, führte dort zu viel stärkerem Bevölkerungszuwachs als in der Stadtgemeinde selbst (siehe Kap. 1.2).¹⁰⁸ So entstanden im Nahbereich der Fabriken (in der Gemeinde Tablat etwa in *St. Fiden*, im *Krontal*, im *Buchwald* und an der *Langgasse*, in der Gemeinde Straubenzell *Im Feldli* und in *Bruggen*) städtische Wohnquartiere, vorwiegend von Baumeistern/Bauunternehmern erstellt. Im Urteil des späteren Stadtbaumeisters Paul Trüdinger (1936) liess man hier, ungehemmt von irgendwelchen Traditionen, die «Zügel schiessen, wie es den Spekulanten passte». Trüdinger: «Noch schlimmer wurden Tempo und Niveau in der 1900 einsetzenden, bis Kriegsbeginn dauernden Hochkonjunktur. Die damals in Lachen, am Buchwald und anderwärts unter rücksichtsloser Ausnutzung oder Missachtung weitmaschiger Bauvorschriften und ungenügender Überbauungspläne entstandenen Quartiere, die mit den von auswärts zuströmenden billigen Arbeitskräften überfüllt

waren (sogenannte Italienerquartiere), weisen noch heute (1936) nach Abfluss grosser Bewohnerkontingente die grösste Wohndichte auf (...). Alles in allem ein recht zweifelhafter Gewinn für die 1918 diese Gebiete eingemeindete Stadt.»¹⁰⁹ Trotz dieser Kritik 1936 erweisen sich manche der genannten Quartiere aus heutiger Sicht als qualitätsvolle, vom Verkehr noch nicht überrannte Stadträume.¹¹⁰ Die Wohnungsfrage als soziales und städtebauliches Problem erforderte tatsächlich in den besten Wirtschaftsjahren der «Stickereiblüte» politisch stärkstes Engagement. Schon 1889 notierte August Hardegger, der vielbeschäftigte Kirchen- und Villenarchitekt: «Visirstangen recken sich allethalben für Privathäuser empor, und wer kein eigenes Haus besitzt, sehnt sich nach Jahren vergebens der Tage, an dem die Miethpreise fallen werden und der Wohnungsüberfluss vorhanden sein wird.»¹¹¹

Seit etwa 1870, parallel zur Entwicklung lokaler, nationaler und internationaler Arbeiterbewegungen, mehrten sich in St. Gallen Forderungen, der Wohnungsnot der Arbeiterschaft tatkräftig zu begegnen. 1872 wurde ein erster Handwerker-Aktien-Bauverein gegründet, der sich unter Mithilfe



von Stadtbaumeister Johann Jakob Fierz das Ziel setzte, billige Wohnungen für untere und mittlere Schichten zu erstellen. In abseitiger Lage, nämlich in Geltenwilen an der westlichen Stadtgrenze (*Schlosserstrasse* und *Wagnerstrasse*) sowie auf abschüssigem Gelände der früheren Brühlbleiche (*Brühlbleichestrasse*), entstanden in den Jahren 1872–1887 einfache Doppel- und Mehrfamilienhäuser. Ausschlaggebend für die dezentrale Lage war indessen nicht etwa der Mangel an unbebauten Grundstücken, sondern das Gefälle der Bodenpreise hin zur Stadtgrenze sowie die Selbstverständlichkeit, stadtnahe Bauplätze für «schöne» Quartiere zu reservieren. Das zentrumsnähere Museumsquartier (*Unterer Brühl*) wurde um einige Jahre später gebaut als das benachbarte, zentrumsfernere Brühlbleichequartier des Aktien-Bauvereins.¹¹² Vor allem in den 1880er Jahren stand die rege Bautätigkeit im Zeichen wuchernder Spekulation. Das *Tagblatt der Stadt St. Gallen* notierte 1881: «Es stellten sich die meisten Neubauten der letzten und laufenden Periode als eigentliche Spekulationsbauten dar, nota bene nicht etwa von Kapitalisten, sondern meist von tüchtigen Architekten, oder dann von 'zufälligen' Leuten, die mit

einer gewissen Vigilanz eine Art 'Gründer'-Eifer, aber noch einen weit höhern Grad blinden Glaubens und Hoffnungslosigkeit auf eine erlösende kauflustige Zukunft verbinden. Entlegene Grundstücke erheben sich zu mehrschichtigen Häuserreihen von 3–4 und mehr Stockwerken, und fragt man: wann soll das enden? so erhält man die Antwort: $3 \times 33 = 99$ »¹¹³

Mit Beginn der Hangüberbauungen in St. Gallen wurden die Gegenbilder oder eben sozialen Steilhänge im engen Hochtal noch manifester. Den ersten technischen Vorbereitungen zur Erschliessung des gesamten Südhangs des *Rosenbergs* im Jahre 1874 gingen die Anlagen privatfinanzierter, serpentinförmig geführter Bergstrassen voraus (*Tigerbergstrasse* und *Greifenstrasse*). Aus kommunaler Sicht war die Erschliessung des *Rosenbergs* in zweierlei Hinsicht interessant und anzustreben: sie ermöglichte einerseits, die «schönsten Aussichtspunkte» leicht zu erreichen und war andererseits Voraussetzung, «um für eine grössere Ansiedlung und für die Ausdehnung der Stadt die schönsten und gesundensten der hierfür noch disponiblen Gebiete endlich einmal zu öffnen, was ohne Strasse natürlich nicht möglich ist». Die



Abb. 72 St. Gallen. Erste Arbeitersiedlung des 1872 gegründeten Handwerker-Aktien-Bauvereins an der Schlosserstrasse, in peripherer Lage 1872–1874 erbaut. Fotografie 1980.

Längsstrasse über den Rosenberg (*Dufourstrasse*) bringe, so die Argumentation in der Vorlage, neben allen technischen Vorzügen und der Bauplatzbeschaffung auch den «augenfälligen Vortheil, dass auf diese Weise die Stadterweiterung innert die Grenzen des Stadtgebietes einbezogen wird, was vom Standpunkt des Gemeinde-Steuerkapitals aus ein sehr zu beherzigender Faktor ist».¹¹⁴



Abb. 73 Immobilienhandel, «streng reell und discret». Inserat aus dem *Adressbuch der Stadt St. Gallen* 1889.

Noch auf den von Architekt Johann Albert Pfeiffer für die Schweizerische Landesausstellung in Zürich 1883 geschaffenen *Plänen zur baulichen Entwicklung der Stadt St. Gallen* (Planvergleiche 1830/1860 und 1880) ist der Rosenberg praktisch unbebaut. Nach der Annahme des gemeinderätlichen «Rosenberg-Projects» 1883 durch die Einwohnergemeinde wurden bis 1886 die ersten geradlinig geführten «Rosenberg-Auffahrtsstrassen» erstellt (*Dufourstrasse*, obere *Tigerbergstrasse*, *Varnbühlstrasse*, untere *Zwinglistrasse*). «Mächtig aber», schrieb 1916 Salomon Schlatter in seinem Aufsatz *Das Stadtbild St. Gallens*, «warf sich die Bautätigkeit der Bessergestellten auf die schön gelegenen, neuerschlossenen Gebiete, so dass in wenigen Jahrzehnten St. Gallen an Stelle des grünen Wiesenhanges sein «Villenquartier» erhielt, auf das es so stolz ist.»¹¹⁵ Im gleichen Zeitraum wurde auch die dem Rosenberg entlang führende Talstrasse, die *Rosenbergstrasse* (früher «Zürcher Landstrasse»), mit Wohn- und Geschäftshäusern bebaut.

Die offene und grosszügig durchgrünte Villenbebauung am Rosenberg bildete schon vor 1900 einen starken Gegensatz zur gegenüberliegenden, eher schattenseitigen Tal- und Hangbebauung (*Lämmli-brunnenstrasse*, *Wassergasse*, *Oberstrasse*, *Felsenstrasse*). «Special-Baureglemente» 1886/1888 für den Rosenberg gestatteten architektonische Vorlieben der Bauherren, tolerierten aber Doppelhäuser nur in Ausnahmefällen, «wo dies ohne Beeinträchtigung des Charakters des betreffenden Stadtteils als Villenquartier zulässig erscheint».¹¹⁶ Mit der Verordnung neuer «Sonderbestimmungen» für den Rosenberg (1896) trat die Stadtgemeinde 1903 auch mit der Bitte an die Nachbargemeinde Tablat, die Bestimmungen auch auf die östliche Verlängerung des Rosenbergs übertragen zu wollen: So «wird es Ihnen auf diese Weise gelingen, eine neue kapitalkräftige Einwohnerschaft heranzuziehen, deren Vorhandensein sich ohne Zweifel auch in Ihrem Steuerregister angenehm bemerkbar machen wird». Die Tablater übernahmen diesen Vorschlag. Auf Grund dieser Vorreiterrolle der Stadt lobte 1905 die in Berlin erscheinende *Deutsche Städtezeitung* St. Gallen als eigentlichen Musterfall.¹¹⁷ Die St. Galler *Schreibmappe* 1903 vergleicht St. Gallen mit einer blühenden Dame, die gegenwärtig diversen Liebhabern die Hand bietet: «Dem Rosenberg, ihrem Liebling, hat sie sich schon angetraut, ihre Häuserjuwelen blitzen fröhlich von seinem Rücken herunter und hinaus weit in die Lande (...)» Der Rosenberg begann sich tatsächlich allmählich in einen Park zu verwandeln.¹¹⁸ Dagegen entstanden am Nordhang der *Bernegg*, vor allem durch die Baufirma



Abb. 74 St. Gallen. Lockere Villenbebauung am sonnigen Rosenberg. Fotografie von Friedrich Hasselbrink um 1892.



Abb. 75 St. Gallen. Blick über die westliche Talsohle zum nordseitigen Berneggang mit dichter Mietshausüberbauung für Arbeiter und Angestellte. Fotografie um 1900.

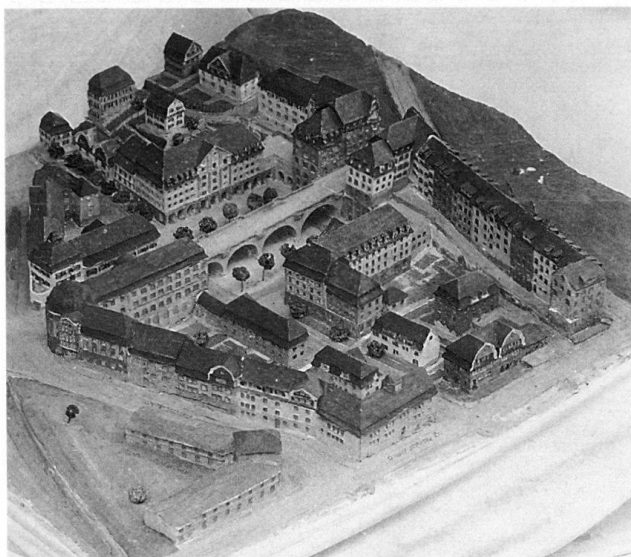


Abb. 76 St. Gallen. Projekt für Marktplatz mit Wohn- und Geschäftshäusern in St. Fiden von Curjel & Moser. Modell um 1910.

Scheier & Dürtscher, monotone, eng und geradlinig gesetzte Miethäuser, die in ihrer Aufreihung wie Eisenbahnzüge im Hang stehen. Die grosse Masse «kletterte an den kalten Steilhängen des Freudenberges und der Berneck empor, wo das Baugesetz eine viel stärkere Bodenausnutzung zuließ – auf Kosten der Besonnung, die als nebensächlich betrachtet wurde».¹¹⁹

Die 1897 auf Anregung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft unter Carl Landolt durchgeführte *Wohnungs-Enquête in der Stadt St. Gallen* bestätigt die genannten stadträumlichen Gegensätze auch in Bezug auf Wohnungsmieten und Wohnungsgrössen. Betrug am Rosenberg beispielsweise die durchschnittliche Zimmerzahl pro Wohnung 6,0 (mit Raumvolumen von 309 Kubikmeter), so beziffert sie Landolt für Lämmli- und Brunnen mit lediglich 3,7 (mit Raumvolumen

von 122 Kubikmeter). Auf über 90 Tabellen, die u.a. auch die sozialen Gegensätze der Bewohnergruppen erfassen, wird hier auf solche Weise «Stadtlandschaft» deutlich.¹²⁰

Als besonders krasser Gegensatz musste dieses exemplarische Nord-Süd-Gefälle im St. Galler Stadtbild in den ersten Jahren der CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) und auch unter dem Eindruck so programmatischer Schriften wie *Befreites Wohnen* (Siegfried Giedion 1929) erscheinen. Insbesondere der 1933 auf Paris II und in Athen durchgeführte 4. CIAM (Thema: *Die Funktionelle Stadt*) formulierte in seinen «Feststellungen» 1934 den von uns hier am Beispiel skizzierten Gegensatz als allgemeines Phänomen der jüngeren Stadt, nämlich «dichteste Bebauung in ungünstiger Wohnlage (Schattenhänge)» und «lockere Bebauung (teure Wohnungen) in günstiger Wohnlage (gute Besonnung, an Hügelterrassen)».¹²¹ Die ebenso in diesen «Feststellungen» aufgeführten Forderungen, die «Wohnungsgebiete sollen diejenigen Teile des Stadtgebietes beanspruchen, die in bezug auf Topographie, Grünflächen, Besonnung und klimatische Verhältnisse die günstigsten sind», wurden vom sozial engagierten St. Galler Stadtbaumeister Paul Trüdinger rasch aufgenommen und stadtplanerisch umgesetzt. Anlässlich der Generalversammlung des Bundes Schweizer Architekten (BSA) 1936 in St. Gallen bezeichnete er das beschriebene Missverhältnis als «schlimmes Charakteristikum des städtebaulichen Bildes von St. Gallen». So entwarf Trüdinger für den Sonnenberg (westlicher Rosenberg) anstelle der «bestehenden undisziplinierten Bebauung» Gestaltungsvorstellungen und Überbauungsvorschriften, die ein näheres Zusammenrücken der Wohngebäude in Form von Baustreifen ermöglichten. Allerdings führten die wirtschaftlich schlechte Lage (Höhepunkt der Stickereikrise,

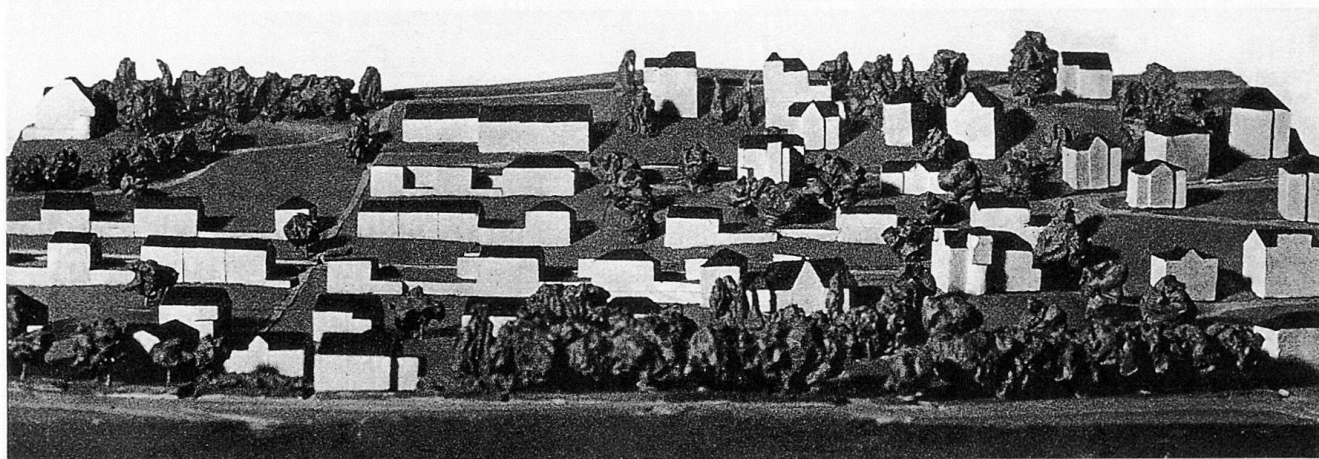


Abb. 77 St. Gallen. Stadtbaumeister Paul Trüdinger: Überbauung Sonnenberg am westlichen Rosenberg, «bestehende undisziplinierte Bebauung rechts, Verdichtung in geordneten Baustreifen links». Modellansicht 1936.

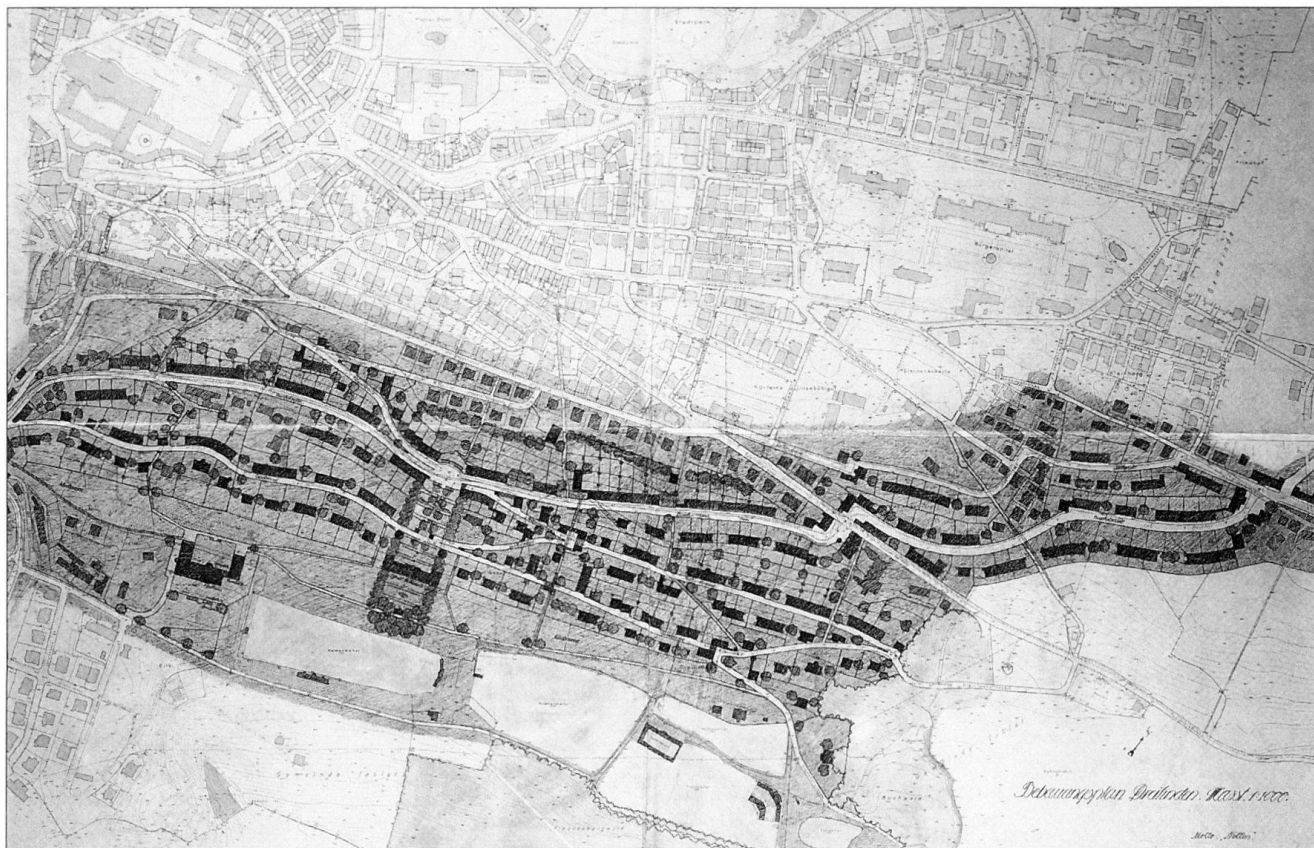


Abb. 78 St. Gallen. Bebauungsplan für den Dreilindenhang 1914. Wegen Ausbruch des Krieges nicht ausgeführt.

Zunahme der Wohnungskosten bei gleichzeitig sinkendem Einkommen), aber auch das zähe Festhalten der St. Galler Bevölkerung am freistehenden Einzelhaus Trüdingers Verdichtungs- und Umbaupläne der Hangbebauungen wenig über einige Ansätze hinaus.¹²²

Dennoch gab es schon vor 1914 Überbauungspläne und auch einige Realisierungen für komplexe Quartiere an Hanglagen, zu jener Zeit allerdings noch stärker den Ideen der englischen «Garden City» verpflichtet. Das bedeutendste Beispiel in St. Gallen ist die 1911–1913 in zwei Baulosen erstellte Eisenbahner-Baugenossenschaftssiedlung *Schoren* (Gemeinde Straubenzell) nach Plänen des Ulmer Architekten Robert Gerber. Die aus Wettbewerben hervorgegangenen Überbauungspläne 1912 für Gerhalden und Hompele (Gemeinde Tablat) sowie 1914 für den Dreilindenhang zwischen *Wildeggstrasse* und *Dreiweihern* fanden in der Kriegszeit nicht mehr den Weg in die Realisierung.¹²³ Ebenso Opfer des Kriegsausbruchs wurde ein bemerkenswerter Vorschlag für einen Marktplatz samt Wohn- und Geschäftshäusern im Talboden der Steinach in *St. Fiden*, projektiert durch die in St. Gallen mit einem Zweigbüro ansässigen Architekten Curjel & Moser. Den Kern der Grossüberbauung hätte die 1911 durch die Firma Froté & Westermann (Zürich) erstellte

Eisenbetonbrücke (ehem. *Splügenbrücke*, 1980 abgebrochen) gebildet. Das Konzept der Überbrückung des öffentlichen Raums samt starker Rahmung durch Kopfbauten erinnert entfernt an die *Urania-Überbauung* von Gustav Gull in Zürich.¹²⁴ Das Jahrzehnt nach der Eingemeindung 1918 und dem Kriegsende war von der schweren Wirtschaftskrise und einer rapiden Abnahme der Bevölkerung gekennzeichnet. 1927 zählte St. Gallen 64 539 Einwohner. Der Bevölkerungsstand von 1910 (75 482 Einwohner, davon 24 900 Ausländer, Straubenzell und Tablat inbegriffen) wurde erst 1960 wieder erreicht.¹²⁵

2.9 Quartiere

2.9.1 Altstadt

Die Altstadt kann in zwei Bereiche unterteilt werden: Die alte Kernsiedlung (Obere Stadt), welche sich nördlich und westlich des Klosters ausbreitete sowie die nach dem Brand von 1418 in eine zweite Stadtmauer einbezogene Iravorstadt (Untere Stadt). Durch diese beiden voneinander getrennten Befestigungsringe entstand der nierenförmige Grundriss, dessen Struktur sich bis heute erhalten hat. Der Abbruch der mittelalterlichen Befestigungsanlage mit sieben Stadttoren und acht Tür-



Abb. 79 St. Gallen. Zentrale Stadtteile mit Altstadt und anstossenden Quartieren Ost (links) und West mit auffälliger Blockrandbebauung (rechts). Flugfotografie von Walter Mittelholzer vor 1920.

men erfolgte im Zeitraum von 1808 bis 1879 (vgl. auch Kap. 2.2). Es können drei Phasen unterschieden werden: Die Jahrzehnte vor 1834 zeigen wohl Anfänge von Demolierungen des Befestigungsgürtels, doch betrafen diese oft nur kleinere Türme und Vorwerke der Tore sowie Teile der Klostermauer innerhalb der Stadt. Die grösseren Abbrüche erfolgten zwischen 1834 und 1844 und konzentrierten sich hauptsächlich auf die Jahre 1836 bis 1839. Innerhalb von sechs Jahren wurden sechs grosse Stadttore niedergerissen. In einem dritten Schritt in den 1860er Jahren wurden die restlichen Türme und Tore (Stadt- oder Irertor, Rathausurm, Platztor) beseitigt. Als letztes fiel 1879 das Spisertor. Einen tiefgreifenden Eingriff in das alte Stadtgewebe bildete der Abbruch des Rathauses am Markt 1877. Im Jahre 1865 begann an der *Moosbruggstrasse* die Überwölbung der Steinach, welche 1894 im Lämmliisbrunnen vollendet wurde.

Einen städtebaulichen Wandel erfuhr die Innenstadt zudem durch zahlreiche Gassenkorrekturen, durch Kanalarbeiten, Nivellierungen, Begradigun-

gen und Pflästerungen: *Multergasse* 1851/52, *Gallusstrasse* – Gallusplatz 1852–1857, unterer Teil der *Spisergasse* 1856/57, *Katharinengasse* 1857/58 und 1873/74, *Neugasse* 1857/58 und 1865/66, *Schmiedgasse* 1858/59 sowie St. Mangel–Platztor 1860–1862. Als wichtigste verkehrstechnische Neuerung ist die Einführung der Trambahn 1897 zu nennen. So führte von 1897–1915 die Tramlinie 1 von Bruggen her durch die *Rosenbergstrasse*, über den Blumenbergplatz, das Schibenertor und den Marktplatz durch die *Goliathgasse* via Platztor, *St. Jakob-Strasse* und *Langgasse* ins Heiligkreuz. Seit 1916 fuhren die Wagen der Linie 1 über die neue *St. Leonhard-Brücke*, den *Bahnhofplatz* und durch die *Torstrasse*.

Gleichzeitig mit den Abbrüchen kam es auch zu bedeutenden Neubauten innerhalb des alten Mauerrings. An erster Stelle sind die verwirklichten Projekte Felix Wilhelm Kublys im *Klosterhof* zu nennen: Zeughaus, Katholisches Schulhaus und Schutzengelkapelle (vgl. auch Kap. 2.3). Einen stadtbildprägenden Akzent setzte die Restaurierung der protestantischen Stadtkirche St. Lauren-

zen 1850–1854 (*Marktgasse* 25). Das Geschäftsgebäude der Bank in St. Gallen von Kubly und dessen Schüler Cäsar Daniel von Gonzenbach gab der *Bankgasse* den Namen (Nr. 1), und der *Bohl* hiess seit dem Bau des Stadttheaters von Johann Christoph Kunkler «Theaterplatz» (Bohl ehem. Nr. 9).

Neubauten beschränkten sich keineswegs auf die Innenstadt, sondern erfolgten auch entlang der aufgeschütteten Gräben ausserhalb der alten Mauern. Zwischen *Torstrasse* (*Unterer Graben*) und *Schwertgasse* entstanden Mitte des 19. Jahrhunderts bescheidene Wohnbauten, die nach einem 1888 erlassenen Spezialbaureglement aufgestockt wurden. Eines der frühesten Sichtbacksteingebäude (1876–1878), zudem noch mit einem doppelgeschossigen Erker, befindet sich am *Oberen Graben* 31. Ebenfalls in diesem Material gehalten sind die ungefähr anstelle des Grünen Turms errichteten Neurenaissance-Bauten an der *Gallusstrasse* 43/*Wallstrasse* 5 (1882–1885) und das als Hotel erbaute Geschäftshaus St. Gallerhof (genannt Kreml) beim Schibenertor (1882/1899, s. *Oberer Graben* 1). Sichtbackstein dominiert auch die *Engelgasse*, welche vor der Jahrhundertwende praktisch neu gebaut bzw. umgebaut wurde und Teile der *Katharinengasse* (vgl. die neugotische Fassade der französischen Kirche, Nrn. 15/21).

Um 1900 konzentrierte sich die Bautätigkeit vor allem im Bereich *Multergasse/Neugasse*/westlicher *Marktplatz* mit einem Ableger am *Burggraben*, wo Adolf Müller 1903/04 eine grössere Überbauung realisierte (*Burggraben* 22–28/*Glockengasse* 4). An der wichtigen Schnittstelle zwischen der Altstadt und dem Handels- und Bahnhofquartier steht seit 1891 der Palazzo der Unionbank (ehem. mit Stickereibörse) und in dessen Nachbarschaft das 1904 von Wendelin Heene erstellte Geschäftshaus Zur Waage (*Neugasse* 54 und 55). Die von hier in östlicher Richtung verlaufende *Multergasse* ist die eigentliche Jugendstilgasse St. Gallens und kann als Fortsetzung der *St. Leonhard-Strasse* mit ihren Bank-, Versicherungs- und Stickereipalästen gesehen werden. Es war der bereits erwähnte, aus Nordböhmen stammende, in St. Gallen ansässige Architekt Wendelin Heene, der sich zum bedeutendsten Erneuerer der Geschäftsarchitektur in St. Gallen entwickelte. Einer seiner wichtigsten Bauten steht an der *Multergasse*: Das Geschäftshaus Bersinger (Nr. 8), in der ursprünglichen Form ein Pfeilerbau mit leichter Eisenkonstruktion und Glaswänden. Das 1899/1900 erstellte Gebäude gab den Startschuss zur grossen Blüte des Jugendstils in St. Gallen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.¹²⁶

2.9.2 Handels- und Bahnhofquartier

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verlegte sich der Schwerpunkt der Bautätigkeit ausserhalb der Altstadt auf die Westseite (zur Ostseite s. Oberer und Unterer Brühl). Hier wurde 1802 mit einer Häuserreihe am *Oberen Graben* begonnen (vgl. auch Kap. 2.2 und 2.4). Im gleichen Jahrzehnt entstand das Frongartenquartier (zwischen *Vadianstrasse*, *Seidenhofstrasse*, *Sonnengartenstrasse*, *Frongartenstrasse*), und 1808 konnte mit weiteren Hausbauten im Bleicheli an der neuen *Schreinerstrasse* angefangen werden. Das Quartier auf der einstigen Webersbleiche (Geviert *Oberer Graben*, *St. Leonhard-Strasse*, *Schützengasse*, *Poststrasse*) wurde nach dem Baureglement vom 19. Mai 1808 erbaut. Die Ausführung geschah in einem strengen Rastersystem, das geradlinige Strassen vorzeichnete. Ähnlich verhielt es sich bei den neuen Quartieren vor dem Schibenertor (*Oberer Graben*, *Poststrasse*, *Waisenhausstrasse*, *Bahnhofstrasse*). Diese wurden nach 1840 aufgrund eines von Johann Christoph Kunkler ausgearbeiteten Reglements, begleitet von einem lithographierten «Situations-Plan», angelegt (vgl. Abb. 46, Kap. 2.4).

In der zweiten Hälfte der 1850er Jahre konzentrierte sich der grösste Teil der baulichen Unternehmungen auf den Eisenbahnbau Wil-St. Gallen–Rorschach (vgl. Kap. 2.5). 1855 begannen die Arbeiten für das Bahnhofgebäude (*Poststrasse* ehem. Nr. 22). Gleichzeitig mit der Bahneröffnung 1856 wurde auch das zweite Quartierstück des 1840 projektierten Viertels *Waisenhausstrasse*, *Poststrasse* (damals noch *Simonstrasse*), *Schützengasse*, *Bahnhofstrasse* in Angriff genommen. Besonders zu erwähnen sind die spätklassizistischen Häuser an der *Poststrasse* 12–18, 1859/60 in strenger Einheitlichkeit erbaut von Bernhard Simon (Simonquartier). Allerdings machten die diagonal über die Talsohle geführten Gleisanlagen eine Korrektur der ursprünglichen Pläne notwendig (Abschrägungen und Richtungswechsel innerhalb der Häuserzeile *Bahnhofstrasse* 11–19). Ganz diesem Richtungswechsel folgten auch das 1860–1862 nach Plänen von Simon erstellte Postquartier (Geviert *Poststrasse*, *Schützengasse*, *Merkurstrasse*, *Bahnhofplatz*), das 1864 vollendete Kornhaus sowie das 1885–1887 an dessen Stelle errichtete neue Postgebäude (*Bahnhofstrasse* ehem. Nr. 23). Auch Teile der Überbauungen an der *Rosenbergstrasse* nördlich des *Bahnareals* nahmen auf die Gleisführung Bezug.

Nach 1870 bis zur Jahrhundertwende verlagerte sich die Bautätigkeit auf die bahnhofnahen Grund-

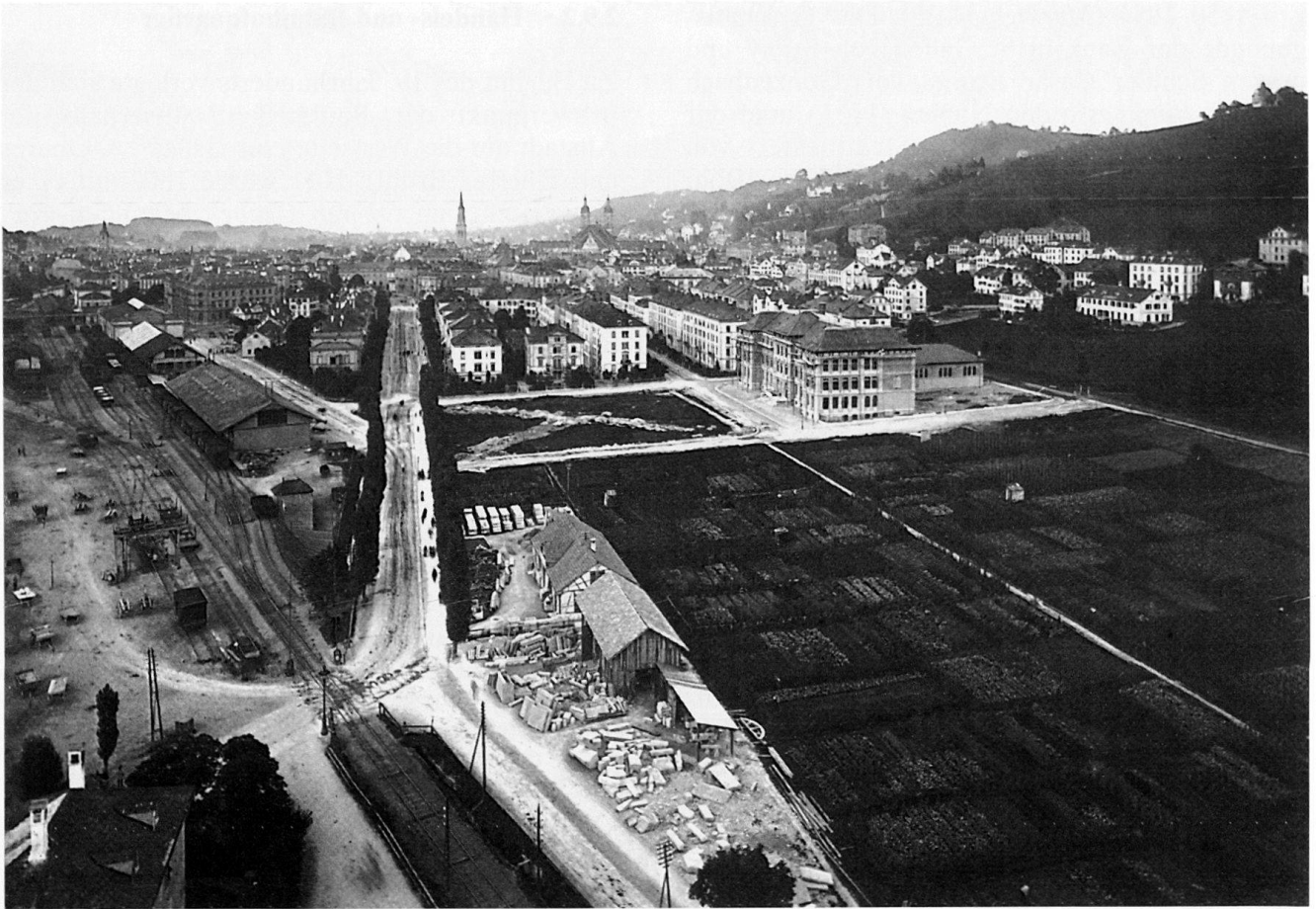


Abb. 80 St. Gallen. Handels- und Bahnhofquartier. Blick vom Turm der eben vollendeten protestantischen Kirche St. Leonhard auf Bahnareal und Vadianquartier. Im Mittelgrund rechts das Schulhaus St. Leonhard (erbaut 1885–1887). Fotografie 1887.

stücke an der *St. Leonhard-Strasse*, *Vadianstrasse*, *Frongartenstrasse* sowie auf den östlichen Teil der Davidsbleiche (Situationsplan 1870 von Robert Dardier). Aus diesen Jahren stammten so bedeutende Bauten wie das 1876–1878 von Johann Christoph Kunkler erbaute Geschäftsgebäude der Versicherungsgesellschaft Helvetia, das 1877 einem städtebaulich und architektonisch unbefriedigenden Neubau Platz zu machen hatte (*St. Leonhard-Strasse* ehem. Nr. 25) oder die Villa Kürsteiner von Chiodera & Tschudi (erbaut 1883, abgebrochen 1911 und neu aufgestellt an der *Hochwachtstrasse* 15). Allgemein mussten sich die städtebaulich und architekturgeschichtlich einst bemerkenswerten Achsen *Bahnhofplatz*–*Helvetiakreuzung* (*Kornhausstrasse*) und *St. Leonhard-Strasse*–*Broderbrunnen* seit den 1960er Jahren überdurchschnittlich viele Abbrüche gefallen lassen. Von den Gebäuden an der *St. Leonhard-Strasse* 3–25 ist nur das 1873/74 erbaute Hotel St. Gallerhof erhalten, das der Stadt 1877–1914 als Rathaus gedient hatte (Nr. 15). Südwestlich davon entstanden in den 1960/70er Jahren grosse Zäsuren durch den Bau der fünf Neumarkt-Gebäude. So ist die einst wichtige Gutenbergstrasse praktisch nur

noch nördlich der *St. Leonhard-Strasse* bis zum *Bahnhofplatz* existent. Der *Vadianplatz* vor der einstigen Buchdruckerei Zollikofer (*Vadianstrasse* ehem. Nr. 25) trägt zwar offiziell noch diesen Namen, ist jedoch inmitten der MMM-Neubauten nicht mehr erlebbar. Durch die Abbrüche des ersten Bahnhofs 1972 (*Poststrasse* ehem. Nr. 22) und des alten Rathauses bzw. Postgebäudes 1977 (*Bahnhofstrasse* ehem. Nr. 23) hat auch der *Bahnhofplatz* enorm an architektonischer Spannung eingebüsst.

Eine intensive Bautätigkeit begann 1900 rund um den Bahnhof. So legten die Vereinigten Schweizer Bahnen (VSB) 1897 einen Umbau- und Erweiterungsentwurf der Bahnanlagen im Raum St. Leonhard-Güggisbleiche vor, der vom Mai 1900 an zur Ausführung gelangte (s. *Bahnareal*). Ab 1904 erstellten Pflughard & Haefeli und Curjel & Moser bedeutende Stickereigeschäftshäuser an der *St. Leonhard-Strasse* und an der *Kornhausstrasse*, und 1911–1915 folgten die Neugestaltung des *Bahnhofplatzes* sowie der Bau des *Hauptbahnhofes*, der *Hauptpost* und des *Nebenbahnhofs* (*Bahnhofplatz* Nrn. 2, 5, 7, vgl. auch Kap. 2.7). Diese zeitlich wie räumlich konzentrier-

te städtebauliche Neugestaltung ist sichtbarer Ausdruck der damaligen Stickerei-Blüte, durch die St. Gallen zu einem der bedeutendsten Verkehrs- und Wirtschaftsplätze der Schweiz emporgewachsen war.

Den Aufschwung der Stickereiindustrie um die Jahrhundertwende belegen auch die imposanten Geschäftsbauten, die dem Gebiet zwischen *Davidstrasse*, *Unterstrasse*, *Teufener Strasse* und *Geltenwilenstrasse* grossstädtischen Charakter verleihen (vgl. Kap. 2.6). Besonders ortsbildprägende Bauten am östlichen Anfang sind das Geschäftshaus Filtex an der *Teufener Strasse* 1/3 1907/08 und die Ecküberbauung Johannes Kessler 1910/11 (*Davidstrasse* 1/3), beide von Curjel & Moser. Den westlichen Abschluss macht die Neurenaissance-Blockrandbebauung von Johannes Rüesch-Schegg, erstellt 1902/03 nach Plänen von Arnold Schmid (*Davidstrasse* 37–45 und *Geltenwilenstrasse* 19–23). Westlich an dieses Quartier schliesst der 1900/01 angelegte Güterbahnhof an, von dem eine direkte Gleisverbindung zu den Städtischen Lagerhäusern (*Davidstrasse* 40–46) führt.¹²⁷

2.9.3 Oberer und Unterer Brühl (Museumsquartier)

Der Brühl, einst Allmend im Nordosten der Stadtmauer und später zum Teil auch als Bleiche genutzt, galt den St. Gallern über Jahrhunderte als Naherholungsraum und diente auch als militärisches Übungsgelände. Durch den Bau der *Rorschacher Strasse* ab 1774 wurde das Areal in Grosser und Kleiner bzw. Oberer und Unterer Brühl geteilt. Teilweise existieren seit dieser Zeit auch die Bezeichnungen Vorderer und Hinterer Brühl. Mit Ausnahme von einzelnen Herrschaftsgütern (Talhof, Bürgli) blieb das Gebiet bis 1790 unbebaut. Ein Ratsbeschluss vom 4. November 1791 ermöglichte dann die Freigabe eines Teils des Brühls. Entlang der *Rorschacher Strasse* entstand nach 1791 die erste Häuserzeile ausserhalb der Stadtmauern mit verbindlicher Bauordnung (Nrn. 1–7, 9–15, 17–23). Den östlichen Abschluss der geradlinigen Bebauung bildet das einstige Scherersche Wohnhaus (Nr. 25), zu dem der heutige Stadtpark gehörte. 1801 errichteten Private auf dem Oberen Brühl eine öffentliche Promenade und bepflanzten sie mit Pappeln und Linden. 1848 gingen grosse Teile der Anlage sowie der obere Teil des Unteren Brühls von der Ortsbürgergemeinde in den Besitz der Politischen Gemeinde über, allerdings mit dem Vorbehalt, dass die Grünräume für öffentliche Zwecke freizuhalten seien. 1852–1855 entstand auf der angrenzenden Gärtli-Liegenschaft das städtische Gymnasium nach Plänen von Felix Wilhelm

Kubly (*Burggraben* 21). Dadurch erfuhr die Anlage verschiedene Änderungen durch Neuanpflanzungen. Auf Anregung und auf Kosten des Zigarrenhändlers Theodor Beck wurde um 1864 ein mit Buchten versehener Weiher gestaltet und über den Park ein unregelmässiges (nicht erhaltenes) Wegnetz angelegt.

Eine neue Entwicklung für den Unteren Brühl, aber auch für den angrenzenden privaten Schererschen Park, leiteten die 1860er Jahre ein. Damals wurde der Brühl für militärische Übungen allmählich zu klein, und man sah sich gezwungen, auf die Kreuzbleiche im Westen auszuweichen (*Militärstrasse* ehem. Nr. 8). Im Hinblick auf die Schaffung eines Stadtparks beauftragte die Politische Gemeinde das Kaufmännische Directorium, die Scherersche Besitzung für 200000 Franken anzukaufen. Nach mühsamen Verhandlungen gingen die Parkanlagen schliesslich im September 1872 in den Besitz der Gemeinde über mit der Verpflichtung, diese «für allezeit als öffentlicher Spaziergang in gutem Stand zu erhalten und sollen dem Publikum jederzeit zur Benutzung offen stehen».¹²⁸ Gleichzeitig mit dem Bau des Kunst- und Naturmuseums durch Johann Christoph Kunkler 1875–1877 (*Museumstrasse* 32) wurden auch die Parkanlagen nach Kunklers Entwurf verwirklicht. Treppen und Zugänge von der *Rorschacher Strasse* waren schon 1873/74 gebaut worden, und nach 1877 erfolgte auf der Ostseite des Museum die Anlage eines botanischen Gartens (nicht erhalten). 1878/79 restaurierte man den klassizistischen Pavillon von 1812 (*Rorschacher Strasse* 47a) und eröffnete hier eine «Kur- und Trinkhalle». Anstelle der 1890 abgebrochenen Reithalle gegenüber der Museums-eingangsfassade wurde ein gusseiserner Schalen-

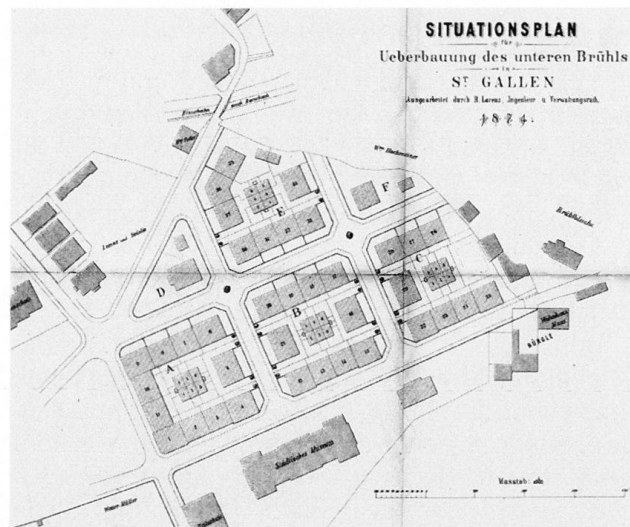


Abb. 81 St. Gallen. Oberer und Unterer Brühl (Museumsquartier). Situationsplan Überbauung Unterer Brühl, 1874, von Ingenieur Reinhard Lorenz.



Abb. 82 St. Gallen. Linsebühl, Lämmlisbrunnen, Speicherstrasse. Die Überwölbung der Steinach zwischen Spisertor und Lämmlisbrunnen bildete das Trasse für die neue Lämmlisbrunnenstrasse. Fotografie 1893/94.

brunnen aufgebaut; «ebenso glaubten wir, das Projekt der Aufstellung einer Volière mit Fr. 2500 subventionieren zu sollen, weil solches den öffentlichen Anlagen einen neuen Anziehungspunkt für das Publikum einbringt».¹²⁹ Die Volière wurde 1938 durch einen Flachdachbau von Stadtbaumeister Paul Trüdinger ersetzt (renoviert 1991), der Schalenbrunnen 1961 vom Gauklerbrunnen von Max Oertli abgelöst.

Nördlich des Stadtparks belegt der unter der Bezeichnung «Museumsquartier» zusammengefasste Stadtraum das flache, nach Osten leicht abfallende Gelände zwischen *Torstrasse*, *Talhofstrasse*, *Sonnenstrasse*, *Parkstrasse*, *Steinachstrasse*, *Rorschacher Strasse*. Die eigentliche Überbauung setzte hier erst nach 1860 an der *Sonnenstrasse* (Nr. 9) ein. 1872 reichte der Verwaltungsrat der Ortsbürgergemeinde beim Gemeinderat Situationspläne für

ein neues Bauquartier auf dem Unteren Brühl ein. Das von Ingenieur und Verwaltungsrat Reinhard Lorenz ausgearbeitete Projekt für die Quartieranlage und die dazugehörigen Strassen wurde 1874 genehmigt. Das Grundmuster für die gesamte Anlage ist in einem «Reglement für die Strassenanlage und Überbauung auf dem Untern Brühl» festgehalten: drei Längsachsen (*Museumstrasse*, *Notkerstrasse*, *Scheffelstrasse*) und drei Querstrassen (*Blumenausstrasse*, *Ekkehardstrasse*, *Hadwigstrasse*, später ergänzt durch die *Burkhardstrasse*) bilden das Strassennetz. Ausgangspunkt war die *Museumstrasse*, die schon vorher als *Bürglistrasse* bestanden hatte. Durch die geschlossene Bauweise entstanden zwischen *Notkerstrasse* und *Museumstrasse* Innenhöfe mit offenen Zufahrten. In bezug auf die formale Gestaltung der Wohngebäude schrieb das Reglement die Zurücksetzung der

Mittelhäuser hinter die Eckhäuser vor. Diese Vorschrift nahm Rücksicht auf das Grundschema von Kunklers Museumsprojekt von 1870 bzw. 1874. Die Anzahl der Stockwerke, nicht aber die Gebäudehöhe, wurde freigegeben. Art. 9 des Reglements verlangte eine gewisse Symmetrie unter den Häusern jeder einzelnen Gruppe, und «es sollen die Fassaden innerhalb der Grenze des Schönen und der Harmonie gegenüber den übrigen Bauten des Quartiers gehalten werden».¹³⁰ Wie bei Kunklers Museum wurden für sämtliche frei stehenden Bauten oder Eckbauten abgewalmte Dächer verlangt.

Die wichtigsten Teile der Überbauung *Blumenaustrasse – Notkerstrasse – Museumstrasse* wurden zwischen 1877 und 1887 erstellt, darunter auch die freistehende, inmitten eines grosszügigen Parks von August Hardegger erbaute Villa Bürgli (*Notkerstrasse* 25). Spätere Ergänzungen – darunter die gotisierenden Sichtbacksteinbauten *Notkerstrasse* 14–16, *Ekkehardstrasse* 1/3 und 2/4, die ehemalige Handelshochschule (heute Verkehrsschule) sowie die Kantonsbibliothek (*Notkerstrasse* 20 und 22) – wurden in neuen Stilformen dem ursprünglichen Bebauungsmuster angepasst. Vier grosse Schulhausbauten markieren den nordwestlichen und östlichen Abschluss: Blumenau und Talhof von Kunkler Vater und Sohn (*Unterer Brühl* 3/1), Bürgli und Hadwig von Julius Kunkler und Curjel & Moser (*Notkerstrasse* 24 und 27). Nicht verwirklicht wurde das Projekt einer bereits im Situationsplan von 1874 vorgesehenen Überbauung des heutigen Spelterinplatzes. Weitere Grossbauten folgten im frühen 20. Jahrhundert: So die seit 1883 geplante Tonhalle von Julius Kunkler 1906–1909 und das Historische Museum von Bridler & Völki 1915–1921 (*Museumstrasse* 25 und 50). Der Umstand, dass für dieses Quartier die besten St. Galler Architekten Pläne lieferten (neben Johann Christoph Kunkler und dessen Sohn Julius auch Karl August Hiller, August Hardegger u.a.), trug zur Entstehung dieses wohl schönsten Bauquartiers St. Gallens bei.

Neben bzw. noch vor dem aus grossbürgerlichen Bauten zusammengesetzten Museumsquartier entwickelte sich am nordöstlichen Ende eine ebenfalls einheitlich gestaltete, aber ungleich schlichtere Überbauung: Die Brühlbleiche, eingegrenzt von der *Parkstrasse*, der äusseren *Sonnenstrasse* und der *Steinachstrasse*. Das etwas isoliert wirkende, zwischen 1876 und 1886 erbaute Quartier steht auf einem nach Osten leicht abfallenden Gelände. Bauherr der grossen dreiteiligen Häuserkomplexe an der *Brühlbleichestrasse* war der 1872 gegründete Aktienbauverein der Stadt St. Gallen, dessen Bau-

programm dem Ziel diente, einen Beitrag zur Milderung der damals grassierenden Arbeiterwohnungsnot zu leisten. Die Häuser an der *Bürglistrasse* (vormals Bleicherweg) und an der unteren *Notkerstrasse* wurden von Privaten erstellt, lehnen sich aber in der architektonischen Gestaltung an die Bauten des Aktienbauvereins an. Beachtenswert ist vor allem die Durchmischung von Wohnen und Gewerbe. So wurde beispielsweise 1885 das langgezogene Gebäude an der *Bürglistrasse* 8 als «Appreturgebäude» erstellt. Den nordöstlichen Abschluss gegen die Jägerstrasse bilden die Quartierwirtschaften Jägerhof und Hirschgarten (*Brühlbleichestrasse* 11 und 12). Drei mit dem Quartier verbundene Bauten bestehen heute nicht mehr bzw. sind nur noch partiell vorhanden: Die Kavalleriekaserne von 1856/57 wurde bereits 1931 abgebrochen und 1947 durch eine Olmahalle ersetzt (*Steinachstrasse* ehem. Nr. 35). Vom 1897 in Betrieb genommenen Elektrizitätswerk auf dem Schellenacker (*Steinachstrasse* 47) ist nur noch dessen Mittelbau erhalten. Der nach Plänen von Stadtbaumeister Albert Pfeiffer errichtete Schlachthof hatte von 1895–1976 Bestand (*Schellenstrasse* ehem. Nrn. 8, 12, 16).¹³¹

2.9.4 Linsebühl, Lämmli Brunnen, Speicherstrasse

Linsebühl umfasst das Gebiet um die Spisertorkreuzung sowie die Spiservorstadt, die sich bis gegen die 1895–1897 von Armin Stöcklin erbaute Linsebühlkirche erstreckt (*Flurhofstrasse* 1). Die in früheren Jahrhunderten auch als Stadelhofen bezeichnete Spiservorstadt bildete bis ins späte 18. Jahrhundert neben der St. Jakob-Vorstadt einen wichtigen überbauten Strassenzug ausserhalb der Stadtmauern. Die historische Vorstadt reicht in ihrer charakteristischen Geschlossenheit bis zur einstigen Postfiliale (*Linsebühlstrasse* 77), während die östliche Fortsetzung bis zur Kirche heute vor allem von Neubauten geprägt ist. 1854 wurde die *Linsebühlstrasse* als Bauquartier freigegeben. Erhalten haben sich einige spätklassizistische Gebäude wie das Wohnhaus Meinau auf der nördlichen Seite der *Linsebühlstrasse* (Nr. 83a) oder ein kubischer Walmdachbau auf der Südseite (Nr. 100). Intakt sind auch die anschliessenden Häuser 102/104 (ehem. Volksküche) und 106.

Der engere Kernbereich um die Kreuzung *Burggraben – Moosbruggrasse – Lämmli Brunnenstrasse – Linsebühlstrasse* erfuhr in den letzten Jahren grössere Veränderungen. Verkehrssanierungen führten u.a. 1978 zum Abbruch des aus dem frühen 19. Jahrhundert stammenden Restaurant

Spisertor. Nicht mehr vorhanden sind auch die Druckerei am Spisertor (ehemalige Lithographie Seitz, s. *Moosbruggstrasse* ehem. Nrn. 1/3) und ein barockes Walmdachhaus. Das Gebiet war allerdings seit dem 1879 erfolgten Abbruch des Spisertors und verstärkt um die Jahrhundertwende immer wieder Erneuerungen ausgesetzt. 1903/04 erstellte Adolf Müller einen gestaffelten, mit drei zwiebelbekrönten Eckpartien ausgestatteten Baukomplex am damals noch grünen *Burggraben* (22–28). Diesem antwortet auf der Vorstadtseite das Wohn-/Geschäftshaus Zur Quelle mit seinem breiten Schweifgiebel (erbaut 1905 ebenfalls von Müller, s. *Burggraben* 27). Aufstrebende Neugotik mit besonderer architektonischer Auszeichnung der dem Spisertor zugekehrten Schmalseite prägt die von Wagner & Weber zwischen 1902 und 1906 realisierte Überbauung zwischen *Linsebühlstrasse* und der nördlich davon abfallenden *Lämmli-brunnenstrasse* (*Lämmli-brunnenstrasse* 4/*Linsebühlstrasse* 9–13). 1893/94 kam es zur Eindeckung der Steinach auf der Linie Spisertor, *Lämmli-brunnenstrasse*, Sternacker, *Steinachstrasse*, was wegen der tiefen Lage der angrenzenden Häuser erhebliche Schwierigkeiten bereitete. Die Überwölbung der Steinach im Raum Lämmli-brunnen bildete das Trasse für die neue *Lämmli-brunnenstrasse*, an der vor 1900 eine Reihe grosser Sichtbacksteinhäuser, darunter das erste Volkshaus der Schweiz (*Lämmli-brunnenstrasse* 41), errichtet worden waren. Bedeutende Korrekturen durch die Steinach-Eindolung erfuhr auch die *Rorschacher Strasse*, an deren Einmündung in die *Lämmli-brunnenstrasse* zwei wichtige Kopfbauten Pfortnerfunktion übernehmen: Das Wohn-/Geschäftshaus Bierhof, erstellt 1900–1902 von Karl August Hiller (*Rorschacher Strasse* 32/34) und das 1904 anstelle der alten Stadtsäge erbaute Eckgebäude in der Verzweigung zur *Sternackerstrasse* (*Lämmli-brunnenstrasse* 62).

Östlich der alten Stadtsäge liegt zwischen *Sternackerstrasse/Singenbergstrasse* (Spitalgarten) und *Rorschacher Strasse/Linsebühlstrasse* das rasterförmig konzipierte Sternackerquartier. 1872 beschloss die Gemeinde den Bau einer Nord-Süd-Verbindung zwischen *Rorschacher Strasse* und *Linsebühlstrasse* samt einer eisernen Brücke über die Steinach (*Sternackerstrasse*). Die 1874 vollendete Strasse erschloss mit der schon bestehenden *Singenbergstrasse* das neue Bauquartier auf dem Sternacker. Gleichzeitig kam es zu einer Korrektur der *Linsebühlstrasse* von der alten Linsebühlkirche hinter dem Bürgerspital (*Rorschacher Strasse* 92) bis zur Einmündung in die *Rorschacher Strasse* (heute *Tempelackerstrasse*). Parallel zur *Linsebühlstrasse* wurde um 1875 die *Konkordia-*

strasse angelegt. Somit war der Bebauungsrahmen vorgegeben. Während die südöstliche Ecke des Sternackers (*Linsebühlstrasse/Singenbergstrasse*) bereits nach 1854 mit grösseren Wohnbauten belegt worden war, entstanden ab etwa 1858 auf der Südseite der neuen *Konkordiastrasse* Häusergruppen. Zwei Baumeister, die hier seit Mitte der 1870er Jahre tätig wurden und einfache Wohnhauskuben über quadratischen und rechteckigen Grundrissen errichteten, waren Bernhard Wild und vor allem Carl Forster (seit 1887 Firma Forster & Heene). 1880–1883 konzentrierten sich die Bauarbeiten auf das Geviert *Konkordiastrasse/Sternackerstrasse/Florastrasse/Schwalbenstrasse*. 1886/87 gelangte auch das Grundstück von August Oertli und seinen Geschwistern zur Überbauung («Situationsplan über die Oertliche Besetzung» 1886, s. u.a. *Florastrasse* 14/16 und *Singenbergstrasse* 16/18). 1895 waren sämtliche Strassen im Sternackerquartier vollendet, ebenfalls das Katholische Gesellenhaus von Wendelin Heene (heute Hotel Ekkehard, s. *Rorschacher Strasse* 50). 1908–1910 erfolgte der nördliche Abschluss der Blockrandbebauung gegen die *Rorschacher Strasse* (Nrn. 44–48 und 52–58).

1886 genehmigte der Gemeinderat den Überbauungsplan des unteren Linsebühlgutes zwischen *Speicherstrasse* und *Linsebühlstrasse* sowie der *Steingrüeblistrasse* und *Näfenackerstrasse*. Dort hatte Zimmermeister Josef Anton Liner, der Vater des Malers Carl Liner, bereits 1879/80 einige Wohnhäuser für die «Aktiengesellschaft Steingrüble» erstellt. Diese Überbauung, heute von ihren Bewohnern sehr geschätzt, rief den heftigsten Widerstand des hauptsächlich als Kirchen- und Villenbauer tätigen Architekten August Hardegger hervor. Hardegger schrieb in der *SIA-Festschrift* von 1889: «Im Steingrüble entstand Ende der siebziger Jahre durch den Handwerker-Aktienbauverein, missleitet von Spekulanten, die in die Statuten die bezeichnende Bestimmung aufnahmen, dass kein Architekt beigezogen werden dürfe, ein Kasernenquartier von billigen in- und aufeinander geschachtelten Wohnungen.»¹³²

Mit der Spiservorstadt und dem Linsebühl ist auch der südlich daran anschliessende Harfenberg Teil des gesamten historischen Vorstadtgebietes. Es sind einfachere Wohnbauten, die ab etwa 1868 an der *Harfenbergstrasse*, *Hafnerstrasse* und *Rotachstrasse* entstanden. Überdurchschnittlich ist indes die Eckbebauung *Rotachstrasse* 11/13 (erbaut 1905/06 von Wagner & Weber) in der Verzweigung mit der *Linsebühlstrasse* und *Speicherstrasse*. Die von hier aus südostwärts ansteigende *Speicherstrasse* wurde 1841/42 von den italienischen Bauunterneh-



Abb. 83 St. Gallen. Rosenberg, Rotmonten. Lockere Bebauung kennzeichnet das vor allem nach 1883 entstandene Villenviertel am Rosenberghang. Im Vordergrund die Häuserzeilen entlang der Rosenbergstrasse. Fotografie um 1902/03.

mern Pedemonti & Custagnola angelegt (vgl. auch Kap. 2.2). Während im unteren Teil seit etwa 1852 eher schlichtere Häuser entstanden, nehmen gegen die Einmündung der *Wildeggestrasse* und *Molkenstrasse* die Mehrfamilienhäuser zu. Akzentuiert wird diese Strassenkreuzung durch das 1901 von Kantonsbaumeister Adolf Ehrensperger errichtete Schülerhaus (*Molkenstrasse* 1). Weiter oben folgen die ehemalige Brauerei Bavaria (*Speicherstrasse* 54) und beim Tivoli zwei auffällige Sichtbacksteinbauten (*Speicherstrasse* 100, 102). Den Abschluss macht die 1909–1914 gegenüber dem barocken Kapuzinerinnenkloster Notkersegg erstellte Überbauung Wiesen (*Hardungstrasse* 1, 3, 9, 13, 15).¹³³

2.9.5 Rosenberg, Rotmonten

Rosenberg umfasst das Gebiet nördlich der Längsachse *Rosenbergstrasse* – *Blumenbergplatz* – *Unterer Graben* – *Böcklinstrasse* – *Heinestrasse* – *Iddastrasse* – *Sonnenhaldenstrasse* und kann in einen westlichen und östlichen Abschnitt unterteilt werden. Die systematische Überbauung des langgestreckten Südhangs setzte in den 1880er Jahren ein, nach Annahme des gemeinderätlichen Antrags von 1883 über die «Erstellung von Strassenanlagen am Rosenberg»¹³⁴ (vgl. auch Kap. 2.8). Bereits einige Jahre vorher hatten private Bauunternehmer einzelne Güter übernommen und auf eigene Kosten mit der Erschliessung begonnen. So

erstellte Textilfabrikant William Mayer 1868 die in engen Schlaufen den Rosenberg hinaufführende *Tigerbergstrasse* (Nr. 2), und Bauunternehmer Johann Gasser tat dasselbe 1882 im Greifenacker (*Greifenstrasse* 24). «Auf die ehemals grünen Wiesen, die jetzt die Greifenacker- und Tigerbergstrasse durchschneiden, steht das Wort Spekulation in grellen Lettern nur zu deutlich geschrieben», notierte August Hardegger 1889.¹³⁵ Und Salomon Schlatter kommentierte 1916 diese Entwicklung: «Als dann die Bauverwaltung der Stadt eingriff [1883], war es zu schön, einheitlicher Bebauung und Bestrassung schon zu spät. Es konnte nur noch Stück- und Flickwerk entstehen».¹³⁶ 1886 waren die wichtigsten «Rosenbergauffahrtsstrassen» ausgeführt: die *Dufourstrasse* vom Stahl bis zum Tigerberg, die *Tigerbergstrasse* mit Fortsetzung bis zum *Kinderfestplatz*, die *Varnbüelstrasse* und der untere Teil der *Zwinglistrasse*. Die Erstellung dieser wie weiterer Hangstrassen (*Tellstrasse*, *Winkleriedstrasse*, *Melchtalstrasse*) erforderte umfangreiche Stützmauern, die u.a. von Robert Maillart geplant wurden.

Im gleichen Zeitraum erfuhr auch die im Talgrund den Rosenberg entlang verlaufende *Rosenbergstrasse* (einst Teil der Zürcher Landstrasse) grosse bauliche Veränderungen (Erlass der Baureglemente Guggisbleiche 1881 und 1888). Den Anfang einer systematischen Überbauung machte 1882 Johann Gasser (Nrn. 62–74, 78–82), später bauten

Hans Boesch, Wilhelm Dürler, Pietro Delugan u. a. Die *Rosenbergstrasse* entwickelte sich beidseits des Waisenhausgutes (ehem. Nr. 16) zu einer bedeutenden Geschäftsstrasse, an der grosse Stickereigeschäftshäuser (z.B. das Washington, Nrn. 20/22) entstanden. 1885 wurde sie – statt wie bisher über die Geleise zum Schibenertor – neu zum Blumenbergplatz geführt. 1890/91 fand die Strasse ihren vorläufigen Abschluss in der sieben teiligen Wohn-/Geschäftshauszeile von Josef P. Schmid (Nrn. 4–14a).

Während sich noch in den 1870er Jahren herrschaftliche Landhäuser um die strassennahen Hangansätze an der äusseren *Rosenbergstrasse* gruppiert hatten (Nr. 95 oder *Kreuzackerstrasse* 6 und 9), entstanden in den 1880er Jahren am oberen Tigerberg die ersten grossen Villen (u.a. *Dufourstrasse* ehem. Nr. 64). Viele wurden von Karl August Hiller entworfen, dessen Vorliebe für die deutsche Renaissance sich in manchem Backsteinschlösschen widerspiegelt (*Dufourstrasse* 80, 82, 84). Gleichsam das italienische Pendant findet sich an der *Dufourstrasse* 77: die 1890 von Pietro Delugan als «Konzertthalle» konzipierte Christuskirche (Umbau 1895 durch Wendelin Heene), ein markanter Bau an aussichtsreicher Lage. Ein 1888 erstelltes Spezialreglement sorgte nicht nur für eine gestreute und offene Bauweise, sondern überliess den einzelnen Bauherren auch die freie Wahl der architektonischen Gestaltung. Neben Neugotik (ehem. Freimaurerloge, *Zwinglistrasse* 21), Neurenaissance und Heimatstil finden sich im Bereich Rosenberg-West auch englisch inspirierte Parkanlagen oder eine Villa im Cottage-Stil von Julius Kunkler (*Höhenweg* 33).

Der östliche Abschnitt des Rosenbergs wird von der *Müller-Friedberg-Strasse* und der *Böcklinstrasse* erschlossen und in west-östlicher Richtung von folgenden, teilweise recht breiten Strassen durchzogen: *Wartensteinstrasse*, *Goethestrasse*, *Lessingstrasse*, *Dufourstrasse* und *Heinestrasse*. Abgesehen von der bereits 1883 begonnenen *Dufourstrasse* wurden diese Verbindungen 1905–1915 – mit einem Schwerpunkt zwischen 1906 und 1909 – erstellt. Eine schon 1850 angelegte Auffahrtsstrasse von der *St. Jakob-Strasse* her ist die *Leimatstrasse*, gefolgt von der 1911 gebauten *Dianastrasse* und der *Gerhaldenstrasse* (alte Konstanzer Strasse). Die Bautätigkeit beschränkte sich 1903–1906 hauptsächlich auf das Dreieck unterhalb des früheren, gross dimensionierten Waisenhaus-Komplexes (*Dufourstrasse* ehem. Nr. 40) und setzte sich dann südöstlich der *Tannenstrasse* fort. Die offene Bauweise entspricht den 1896 erlassenen Sonderbestimmungen, um «dem Rosenberg den Charakter als Villenquartier möglichst und in ei-

ner intensiveren Weise zu wahren, als es mit den bisherigen Special-Reglementen möglich war».¹³⁷ Nach der Jahrhundertwende stiess die *Rosenberg-Überbauung* an die damalige Grenze zwischen Stadt und Gemeinde Tablat, um sich dann bis 1914 immer weiter in östlicher Richtung auszudehnen. Charakteristisch für den Rosenberg-Ost sind die vielen Villen und herrschaftlichen Mehrfamilienhäuser, die – locker angeordnet und weit gestreut – heute durch dichten Baumbestand nicht mehr leicht einsehbar sind. Die Bauherren schätzten die ruhige und zentrumsnahe Lage und beauftragten bekannte Architekten wie Pflughard & Haefeli, Curjel & Moser, Anton Aberle, Josef Kinast, Erwin von Ziegler u.a. mit der Planung und Ausführung ihrer Häuser.¹³⁸

Schlichter ist das Bild im ländlichen Rotmonten (bis 1918 Gemeinde Tablat). Erschlossen von *Gerhaldenstrasse*, *Varnbüelstrasse*, *Tannenstrasse* und der ab 1914 angelegten *Sonnenhaldenstrasse* (vom Heiligkreuz her) liegt das Quartier gleichsam auf einem Hochplateau, das seinen nördlichen Abschluss im 1892 eröffneten *Wildpark Peter und Paul* findet. Die Überbauung setzte einerseits von der *Tannenstrasse*, andererseits von der *Guisanstrasse* her ein. Bei ersterer war es vor allem der Dekorationsmaler Carl Walter Kirchhofer, der ab 1890 Bauten erstellte. Die *Guisanstrasse* wurde 1889 als «Wienerbergstrasse» angelegt. 1891 plante Hermann Gsell die ersten Doppelhäuser für den Aktienbauverein (Nrn. 7/9, 11/13, 15/17, 19/21), und 1897 folgte das Mädchenheim Wienerberg von Theodor Schlatter (Nrn. 19a, b). Einen städtebaulichen Akzent setzte der Rorschacher Architekt Adolf Gaudy 1910–1912 mit der *Waldgutsiedlung*, einer genossenschaftlichen Siedlung an steil abfallendem Nordhang. Bereits 1911 plante Gaudy eine weitere Überbauung westlich der *Guisanstrasse*: die «Gartenstadt Berghalde», die jedoch nur teilweise in der urspr. Form realisiert wurde.¹³⁹ 1920/21 schliesslich erstellten die Architekten Anton Aberle und Erwin von Ziegler die «Wohnkolonie Tannenstrasse» zwischen *Guisanstrasse*, *Girtannerstrasse* und *Tannenstrasse*, einheitlich wohl in der Formensprache der Häuser, nicht aber in der Stellung der Bauten untereinander.

2.9.6 Paradies, Ruhberg, Bernegg

Der Name Paradies erscheint erstmals auf dem Übersichtsplan von 1863 und umfasst das Dreieck zwischen *St. Leonhardstrasse*–Bahnlinie/*Paradiesstrasse*–*Vonwilstrasse*. Zusammen mit dem Militärmagazin und der Reithalle begrenzte die 1980 abgebrochene Kaserne auf der Kreuzbleiche das



Abb. 84 St. Gallen. Paradies, Ruhberg, Bernegg. Aussicht vom Rosenberg auf das dichtgedrängte Ruhbergquartier. Vorne links die St. Leonhard-Kirche und die 1900/01 anstelle des alten Klosters St. Leonhard sowie des östlich angrenzenden Friedhofs entstandene Blockrandbebauung. Fotografie 1901.

Gebiet gegen Norden (*Militärstrasse*). Mit dem Bau der Eisenbahnlinie 1856 und vor allem seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts kam es hier zu grösseren Veränderungen. So entstanden um 1880 mehrere Doppel- und Dreierhäuser an der nördlich der Geleise angelegten *Paradiesstrasse*. Im St. Leonhard-Quartier um den Lustgartenhügel und das alte Kloster St. Leonhard setzte die 1885–1887 auf erhöhtem Plateau erstellte protestantische Kirche (*Burgstrasse* 8) einen markanten städtebaulichen Akzent. Gleichzeitig wurde eine erste Häuserzeile am damaligen Pfarrweg errichtet (*St. Leonhard-Strasse* ehem. Nrn. 68–72), so dass die weitere Entwicklung vorgezeichnet war. 1887 erfolgten der Abbruch der Ferialkirche, 1900 derjenige des Klosterwohngebäudes (zuletzt Strafanstalt) und – aufgrund eines 1896 abgeschlossenen Vertrags zwischen der Stadt und der Evang. Kirchgemeinde – die Überbauung des Geländes mitsamt dem östlich angrenzenden, 1896 aufgelösten Friedhof (*St. Leonhard-Strasse* 69–79). Zusammen mit der 1899–1901 erbauten St. Leonhard-Brücke (s. auch *Bahnareal*) und den damit verbundenen Strassenänderungen (Verlegung der Kasernenstrasse, Anlage der *Bogenstrasse*) entstand zwischen

Lustgartenstrasse, *Büchelstrasse* und *St. Leonhard-Strasse* in kurzer Zeit ein ausgesprochen städtisches Quartier mit bis zu sechsgeschossigen Sichtbacksteinhäusern.¹⁴⁰

Weiter westlich, am Rande des eigentlichen Kernbereichs Paradies, befindet sich das Pendant zur protestantischen Kirche: die 1905–1908 erbaute, seit 1891 geplante katholische Pfarrkirche St. Otmar (*Vonwilstrasse* 10). Der ursprüngliche Plan der Katholiken, auf dem Lustgartenhügel eine Basilika zu erstellen, war am Widerstand der Protestanten gescheitert. So entschloss man sich zu einem Bauplatz auf der nächstfolgenden Anhöhe des ehemaligen Wetzeltgutes. Die Strassen in diesem Gebiet wurden ab 1902 erstellt. Ein Überbauungsplan vom April 1902 regelte die «Strassenanlage und Überbauung des projektierten Quartiers im Zili-Wetzeltgut» (*Zylistrasse*, *Ilgenstrasse*, *Grenzstrasse*, *Vonwilstrasse*). Bereits 1889 hatte ein von Ingenieur W. Brunner ausgearbeitetes Projekt vorgesehen, die Zylistrasse über die Paradiesstrasse und die Geleise bis zur Oberstrasse zu führen. Der Verwaltungsrat der Stadt St. Gallen bevorzugte aber «eine rechtwinklige Überbrückung der Bahn u. demzufolge eine westliche Verschiebung der Einmündung der Zylistrasse in die Oberstrasse um

ca. 24 m».¹⁴¹ 1901 kam es zum Bau der *Vonwilbrücke*, womit eine gut fahrbare Verbindung zur südlich angrenzenden ehemaligen Geltenwilenbleiche geschaffen war. Die ersten Bauten dort waren 1872/73 für den Aktienbauverein erstellt worden.¹⁴²

Das Ruhbergquartier zwischen *Oberstrasse* und *Teufener Strasse* entstand aufgrund eines Überbauungsplans von 1887 und umfasst *Ruhbergstrasse*, *Melonenstrasse*, *Treuackerstrasse*, *Tschudistrasse* (vollendet 1891). Diese von der *Teufener Strasse* abzweigenden, parallel zum Berg angelegten Strassen sind untereinander durch rechtwinklig schneidende, schmalere und senkrecht zum Hang verlaufende Wege verbunden. Die westliche Erschliessung geschieht durch die *Ruhbergstrasse*, welche in einem regelmässigen Spitzbogen die Richtung wechselt. Das ganze Gebiet oberhalb der ehemaligen Geltenwilenbleiche ist auffallend dicht bebaut. Die gedrängte Siedlungslandschaft wird einzig unterbrochen durch den Melonenhof (*Oberstrasse* 49) und das dazugehörige Gut Tschudiwies zwischen Finken- und Starweg. Hohe Nutzung und geringe Abstände charakterisieren die Überbauung. Die schlichten aber wohlproportionierten Angestellten- und Arbeiterhäuser wurden von wenigen Bauunternehmern (u.a. Alder & Jenni, Scheier & Dürtscher) in relativ kurzer Zeit erstellt. Zahlreich vertreten sind die mit minimalen Mitteln gegliederten Sichtbacksteingebäude, deren Farbpalette von dunkelrot bis gelblich reicht. Den südlichen Abschluss markiert der «Scheffelstein» (*Obere Berneggstrasse* 66), ein ehemaliges Ausflugsrestaurant, dessen prägnante Erscheinung jedoch nach einem Dachstockbrand und anschliessendem Wiederaufbau 1946/47 entscheidend gemindert wurde.¹⁴³

Von hier aus erstreckt sich in östlicher Richtung der Bernegghügelzug, eine keilförmig gegen den Klosterbezirk steil abfallende Molasse. Es sind vor allem die *Felsenstrasse*, die *Gottfried-Keller-Strasse* und die *Schneebergstrasse*, welche die Verbindung zwischen dem Ruhberg- und dem Bernegg-Quartier herstellen. In der Verlängerung der *Felsenstrasse* befindet sich die *Wildegstrasse*, die weiter östlich in die *Speicherstrasse* mündet und den talseitigen Abschluss des Quartiers bildet. Als Auffahrtsstrasse vom südlichen Altstadttrand aus dient die schon auf den Karten vor 1860 eingezeichnete *Berneggstrasse*, welche mit einer Spitzkehre den Hang hinaufführt. Letztere wurde 1902/03 zum Brückenkopf der gleichzeitig von Robert Maillart erstellten Felsenbrücke über die Mülenschlucht ausgebaut. Ganz zuoberst thront schliesslich die um 1497 erstellte Falkenburg, einer der be-

liebtesten Aussichtspunkte über die Stadt und den Bodenseeraum.

Das langgestreckte Quartierband *Felsenstrasse* im unteren Teil des Bernegghanges entstand in seinen Hauptteilen nach 1880. Als Basis für die 1889/90 angelegte Strasse dienten die Zufahrtswege zur Villa Fels (*Felsenstrasse* ehem. Nr. 38). Die meist einfachen Wohnhauskuben stammen zur Hauptsache von der Baufirma Scheier & Dürtscher. Im Gegensatz zur sonnigen Rosenbergseite wurden die steilen und nordseitigen Hanglagen des Bernegghügels in diesem Bereich für dichte und ausnützungsstarke Überbauungen freigegeben (vgl. auch Kap. 2.8). Dass man sich dieser Problematik bereits 23 Jahre früher durchaus bewusst war, zeigt ein vom Hochbauamt ausgearbeitetes «Spezial-Reglement für Bauzone V. (Berneck-Dreilinden)», welches Grundlage eines im Sommer 1913 ausgeschriebenen Wettbewerbs für eine spätere, allerdings nicht realisierte Überbauung bildete. In den Wettbewerbsbedingungen wurde explizit darauf hingewiesen, «das dem Wettbewerb unterstellte Gebiet [...] dem Wohnbedürfnis des Mittelstandes in Einzel-, Gruppen- und Reihenhäusern nutzbar» zu machen.¹⁴⁴

Trotz den nicht zustande gekommenen Überbauungsplänen sind diese Forderungen im oberen Teil des Hügels weitgehend erfüllt. Zwischen *Berneggstrasse* und *Falkenburgstrasse* dominieren Ein- und Mehrfamilienhäuser, die im Zeitraum von 1903–1914 und wieder ab 1921 hauptsächlich von den Architekturunternehmen Theodor Schlatter & Söhne sowie Leuzinger & Niederer gebaut wurden. Die Häuser sind in regional geprägten Bauformen gehalten, und die *Schweizerische Bauzeitung* charakterisierte den hier häufig anzutreffenden Typus 1915 wie folgt: «Zudem bringt es die Lage des Berneckabhanges mit sich, dass die Stadtseite der Häuser, ihre Nordwestfront, bis zum Untergeschoss frei liegt, während die Bergseite tief im Nagelfluhfelsen steckt. Dadurch ist die Grundrissanordnung für das Untergeschoss gegeben; es enthält vorn Küche mit Bügelzimmer; hinten Keller, Heizung und Kohlenraum. Das Wohngeschoss erscheint von der Stadt aus gesehen als 1. Stock, so dass es zur Verhütung allzustarker Höhenwirkung geboten war, das Obergeschoss bereits in das ausgebauten Dach zu legen. Dieses haben die Architekten in st.gallisch-appenzellischen Formen gehalten, um dadurch und in Verbindung mit teilweise Schindelschirm den Häusern etwas heimischen Klang zu verleihen.»¹⁴⁵ Vom ostschweizerischen Heimatstil weicht einzig ein dunkelbraunes Chalet an der *Schneebergstrasse* 11 ab, projektiert 1910 von Christian und Ludwig Michel, Chaletbauer aus Bönigen am Brienersee.¹⁴⁶



Abb. 85 St. Gallen. St. Georgen. Blick von der St. Georgen-Strasse gegen das Lehnenviadukt der 1907/08 angelegte Gottfried-Keller-Strasse. In der Mitte Gewerbebetriebe in der Mühlenenschlucht. Fotografie 1908.

2.9.7 St. Georgen

St. Georgen liegt in der Geländemulde zwischen Bernegg und Freudenberg, die bei Mühlegg und der anschliessenden Mühlenenschlucht abbricht. Die Erschliessung des Quartiers von der Stadt her geschieht über die 1847/48 angelegte *St. Georgen-Strasse*, die 1893 eröffnete Mühleggbahn (*Mühlensstrasse* 2) und die 1907/08 angelegte *Gottfried-Keller-Strasse*. Die Verbindung zwischen dem Ruhberg/Riethüsli und diesem südlichsten Stadtteil St. Gallens wird von der zusammen mit der *Gottfried-Keller-Strasse* erstellten *Schneebergstrasse* und der seit Mitte der 1880er Jahre diskutierten, 1899/1900 verwirklichten *Demutstrasse* hergestellt. Bis 1918 gehörte der Kern St. Georgens zur Politischen Gemeinde Tablat. Die Grenze verlief südlich von *Dreiweihern* zum Hebelschulhaus (*Hebelstrasse* 21), von dort über die *Jahnstrasse* zum Schüt-

zenhaus (*Demutstrasse* 33) und der *Demutstrasse* entlang. Im Zentrum des Dorfes stand die aus dem 17. Jahrhundert stammende Pfarrkirche, welche 1930 einem Neubau weichen musste (*St. Georgen-Strasse* 89).

Im frühen 19. Jahrhundert wurde St. Georgen mit der Steinach und ihrer beachtlichen Strömung als günstiger Industriestandort erkannt. Damit die dort entstehenden Betriebe regelmässig und ausreichend über Wasser verfügten, wurden zwei Weiher angelegt: 1821–1823 der Wenigerweiher, benannt nach seinem Bauherrn, dem Spinnereibesitzer Michael Weniger (1763–1836), und 1836 der Rütiweiher. Bereits 1810 war es zur Gründung der Spinnerei St. Georgen gekommen (seit 1887 Firma Maestrani, *St. Georgen-Strasse* 105), und 1821/23 gründete Michael Weniger eine Giesserei im Philosophental (*St. Georgen-Strasse* 160). 1818 bestand St. Georgen aus 25 Häusern;

1835 waren es bereits 157 Haushaltungen mit etwa 750 Einwohnern. Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigte die «Maschinen-Werkstätte & Eisengiesserei St. Georgen» etwa 400 bis 420 Arbeiter. Die Entwicklung der Bevölkerung spiegelt sich auch im Schulhausbau. Das Schulhaus Am Bach stammt aus den Jahren 1880 und 1885 (*St. Georgen-Strasse* 141); das Hebelschulhaus wurde 1904 eingeweiht und 1921/22 erweitert (*Hebelstrasse* 21).

Die eigentliche Bautätigkeit setzte im frühen 20. Jahrhundert in dem nördlich der Tablater Gemeindegrenze gelegenen Gebiet, also auf der Stadtseite, ein. Die Überbauungen zwischen Mühlegg und dem alten Kern St. Georgen – sie umfassen die Strassenbereiche *St. Georgen-Strasse*, *Hebelstrasse*, *Gellertstrasse*, *Weiherweidstrasse*, *Folchartstrasse*, *Demutstrasse*, *Ringelbergstrasse*, *Jahnstrasse*, *Wiesenstrasse* – liegen in der Bauzone III der städtischen Bauzoneneinteilung von 1903, die eine viergeschossige, offene Bauweise zulässt. Die Bebauung ist in den Dimensionen städtisch, doch hat die geschickte architektonische Gestaltung zahlreicher Wohnhäuser dazu beigetragen, dass der dörfliche Charakter St. Georgens gewahrt blieb. Die Bauten zeigen vielerorts Heimatstil-Einflüsse. Vorherrschend sind denn auch Spitzgiebel- und Krüppelwalmdächer, häufig verbunden mit Fluggespärre und Sichtfachwerk. Der einheitliche Eindruck wird noch dadurch unterstützt, dass einzelne Strassenzüge von einem einzigen Architekten bzw. einer Bauunternehmung geplant und durchgestaltet wurden; z.B. die *Hebelstrasse* von Adolf Müller 1903–1911, die Gebäude an der *Demutstrasse* und *Weiherweidstrasse* von den Gebrüdern Oertly. In St. Gallen eher selten anzutreffen ist der geschweifte Doppelgiebel, wie ihn Alfred Cuttat an der *Weiherweidstrasse* 4/6 und 8/10 angewandt hat. Sämtliche bekannten Stilsprachen in der St. Galler Stadtlandschaft sprengt das Mehrfamilienhaus an der *Ringelbergstrasse* 5 (heute Altersheim): Das aussergewöhnliche Gebäude mit Spitzbogenfenstern, «gedrechselten» Fenstersäulen und offenen Loggien stammt von den italienischen Baumeistern Zaetta & Gasparotto und weckt venezianische Erinnerungen.¹⁴⁷

2.9.8 St. Fiden, Krontal, Neudorf

Die politische Gemeinde Tablat war zur Zeit ihrer Gründung 1803 alles andere als ein zusammenhängend überbautes Dorf. Vielmehr bestand sie aus verschiedenen teils dörflichen, teils weilerartigen Siedlungen und Einzelgehöften, die durch Wiesen, Felder und Wälder voneinander getrennt waren. Die bauliche Entwicklung Tablats stand in engem

Zusammenhang mit derjenigen der Wirtschaft. Mit dem Aufkommen der Stickereiindustrie nahm die Bautätigkeit stark zu, so dass Tablat den Charakter einer Bauerngemeinde gegen Ende des 19. Jahrhunderts allmählich verlor und immer stärker mit der Stadt zusammenwuchs. Zudem kamen auf Tablater Gemeindegebiet vor dem Ersten Weltkrieg grosse öffentliche Bauvorhaben zur Ausführung: Die Bodensee-Toggenburg-Bahn (BT), die auch den Bau des 1731 m langen Bruggwaldtunnels und der neuen Stationsanlage St. Fiden erforderlich machte, nahm 1910 den Betrieb auf, und der doppelspurige Rosenbergertunnel (*Bahnareal*) stand ab 1912 offen.¹⁴⁸

Das hier bezeichnete Gebiet erstreckt sich entlang der 1774 unter Abt Beda Angehrn erstellten *Rorschacher Strasse*, vom Bürgerheim (Nr. 80) und den Spitalbauten (Nrn. 92 und 95) bis zur katholischen Pfarrkirche St. Maria von Adolf Gaudy (Nrn. 255–259). Nordseitig bildet die Bahnlinie die Grenze, auf der Südseite die *Flurhofstrasse*. Am östlichen Ende, im einstigen Weiler Neudorf, setzt die 1914–1917 erbaute Gaudy-Kirche einen markanten Akzent. Zu erwähnen sind auch der Botanische Garten von 1914/15 (*Stephanshornstrasse* 4) und der 1909 angelegte Ostfriedhof (*Kesselhaldenstrasse* 40 und 48). Die heutige *Rorschacher Strasse* zwischen Krontal und Unterer Waid geht auf das Jahr 1839 zurück. Von 1839–1842 wurde die Strasse von St. Gallen bis Staad am Bodensee korrigiert bzw. neu angelegt. (Die auf Höhe der *Rehetobelstrasse* in nordöstlicher Richtung abzweigende *Brauerstrasse* ist die alte Rorschacher Strasse.) Die Verbindung zwischen der Stadt und Krontal wurde seit 1897 von der Trambahn gewährleistet, was umfangreiche Arbeiten für die Schienenlegung und die Elektrifizierung erforderte. 1910 fand die Verlängerung der Linie vom Krontal bis ins Neudorf statt.

St. Fiden war schon seit altersher das bedeutendste «Dorf» in Tablat und bildete, wenn auch peripher am westlichen Ende gelegen, das Zentrum der politischen Gemeinde. Um die 1776–1778 von Ferdinand Beer erbaute katholische Kirche, deren Turm bis zur Erhöhung 1874 eine Zwiebelhaube trug, gruppieren sich das Gemeindehaus und das ehemalige Pfrundhaus. Auf dem Friedhof wurden bis 1876 (Eröffnung des Feldliffriedhofs) die katholischen Einwohner der Stadt begraben. Unterstrichen wird der repräsentative Charakter des Quartiers durch die von äbtischen Beamtenhäusern gesäumte Greithstrasse. Abgesehen vom innerstädtischen Stiftseinfang konzentriert sich nirgends in der Stadt St. Gallen eine solche Vielzahl bedeutender Barockbauten wie hier auf der Anhöhe St. Fidens.



Abb. 86 St. Gallen. St. Fiden, Krontal, Neudorf. Der Hirschenplatz in St. Fiden mit dem an der Landesausstellung von 1914 in Bern erworbenen Dörflbrunnen von Wilhelm Schwerzmann. Fotografie um 1915.

Unmittelbar neben der barocken Überbauung mündet der Splügenanschluss der 1987 eröffneten Nationalstrasse N1 in die *Rorschacher Strasse*. Für diesen überdimensionierten Autobahnzubringer («Querspange») wurde ein Quartier regelrecht entzweigeschnitten, d.h. es mussten Häuser und die Splügenbrücke abgebrochen sowie bestehende Strassenverbindungen verlegt werden (s. auch *Splügenstrasse*). Der Bahnhof St. Fiden (*Lindentalstrasse* 31) ist heute völlig isoliert, und auch die ehemaligen Stickereibetriebe an der *Lindenstrasse* (Nrn. 61, 63, 69, 73) lassen jeden Bezug zum Bahnhofgebiet vermissen. Ein ortsbildprägender Bau wurde 1977 abgerissen: Die 1898 von Karl August Hiller erbaute Stickereifabrik Hirschfeld & Cie., ein Sichtbacksteingebäude mit markantem Mittelrisalit (*Helvetiastrasse* ehem. Nr. 51b).

Weitgehend noch intakt ist das Quartier auf der südlichen Seite der *Rorschacher Strasse* zwischen *Scheibenackerstrasse* und *Grossackerstrasse*, ebenso die beiden Gevierte entlang der *Falkensteinstrasse* zwischen *Neptunstrasse* und *Helvetiastrasse*. Das ganze Gebiet entstand 1909/10 auf-

grund einer Planung von Ingenieur Alfred Müller. (Bereits 1899 hatte Karl August Hiller ein Überbauungsprojekt für eine spiralförmig angelegte Gartenstadt auf dem Grossacker vorgelegt, das jedoch nicht verwirklicht wurde.¹⁴⁹) Die Häuserfront an der *Rorschacher Strasse* hat Formelemente des 18. Jahrhunderts wiederaufgenommen und korrespondiert mit der gegenüberliegenden Zeile. Durch diese Grossbauten erhielten die äbtischen Barockbauten gewissermassen ein spätes Pendant.

Das Krontal-Quartier zwischen St. Fiden und Neudorf entwickelte sich um das 1950 abgebrochene Gasthaus Zum Kreuz (erbaut um 1640) bei der Gabelung *Rorschacher Strasse* / *Rehetobelstrasse*. Nach diesem Gasthaus trug die umliegende Häusergruppe ebenfalls den Namen «Kreuz», während die heute übliche Bezeichnung «Krontal» erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkam. Die Besiedlung verlief entlang der Achsen *Buchentalstrasse*–*Röschstrasse* und *Hagenbuchstrasse* mit einem Schwergewicht auf dem Gebiet südlich der *Rorschacher Strasse*. Ein 1907 aus-

gearbeiteter Situationsplan regelte die Überbauung auf diesem gegen den Hagenbuchwald hin ansteigenden Gelände, wo 1866 der erste israelitische Friedhof angelegt worden war (infolge des jüdischen Gebots der ewigen Grabesruhe noch heute an der Ecke *Hagenbuchstrasse/Rappensteinstrasse* erhalten). Seit 1900 entstanden in diesem Gebiet Bauten, zuerst nächst der *Rorschacher Strasse* (u.a. 1903 die Stickereifabrik Pulasky an der *Scheidwegstrasse* 10), dann allmählich den Hang hinauf (*Falkensteinstrasse*, *Rappensteinstrasse*). 1904–1906 realisierte die Gesellschaft für Arbeiterwohlfürsorge unter ihrem Präsidenten Hermann Schlatter zwischen der *Flurhofstrasse* und der *Goldbrunnenstrasse* in einem langgezogenen, leicht gekrümmten Rechteck 15 grosse Doppel-Wohnhäuser. Architekt war der Baufachlehrer Josef Kinast, der 124 günstige Mietwohnungen projektierte.¹⁵⁰

2.9.9 St. Jakob, Langgass, Heiligkreuz

Vor dem 1867 abgebrochenen Platztor zieht sich die schmale St. Jakob-Vorstadt der ehemaligen Thurgauer Landstrasse (*St. Jakob-Strasse*) entlang. Sie wird nordseitig vom *Magniberg* und südseitig von der *Sonnenstrasse* begrenzt. Das mit der Spiservorstadt vergleichbare, vornehmlich von spätmittelalterlicher und barocker Bausubstanz geprägte Gebiet wurde in den 1970er Jahren aus verkehrstechnischen Gründen – speziell wegen des Anschlusses an die Nationalstrasse N1 – gründlich «saniert». Führt bis zur Eröffnung des Rosenberg隧ns 1912 die Bahnlinie St. Gallen-Rorschach vom *Unteren Graben/Magniberg* über die Blumenabrücke zur *Sonnenstrasse*, so erfüllt letztere seit 1987 wieder eine ähnliche Funktion: sie dient als Zubringerstrasse für den motorisierten Verkehr. Die Bautätigkeit in diesem Bereich setzte Ende der 1860er Jahre ein (*Sonnenstrasse* 9) und nahm infolge der Überbauung des Schäflerschen Gutes ab 1880 zu (*St. Jakobstrasse*, *Sonnenstrasse* mit den Querstrassen *Scheffelstrasse*, *Innerer* und *Äusserer Sonnenweg*). Feste Bezugspunkte an der *St. Jakob-Strasse* stellen bzw. stellten das 1958 purifizierte Kongresshaus Schützengarten (Nr. 35) und die 1836–1839 von Felix Wilhelm Kubly erbaute, 1958 abgebrochene Kantonale Strafanstalt dar (ehem. Nr. 80).

Weiter östlich grenzte vor 1918 die Stadtgemeinde St. Gallen an die Gemeinde Tablat. In diesem Bereich gabeln sich auch die Strassen: Die eine führte als Konstanzer Strasse die Gerhalde hinauf gegen Rotmonten und Peter und Paul (*Gerhaldenstrasse*), die andere zog sich als lange Gasse hinaus bis ins Heiligkreuz und hiess darum schon 1743

«Langgass». Bis ins dritte Viertel des 19. Jahrhunderts standen zwischen der Strafanstalt St. Jakob und dem Heiligkreuz nur wenig Häuser, jedoch zwei der frühesten Stickereifabriken jenseits der Stadtgrenze: 1856 richteten Walliser & Sennhauser auf der südlichen Seite der *Langgasse* ein Stickmaschinengebäude ein (*Rosenheimstrasse* 2/4), und 1870 gaben die gleichen Fabrikanten bei Wartmann & Schlatter eine «Stikerei mit Wohnungen» in Auftrag (*Langgasse* 6). In unmittelbarer Nachbarschaft erstellte Wendelin Heene 1897/98 eine Stickereifabrik für J. D. Einstein & Co. (*Splügenstrasse* ehem. Nr. 12). Die zunehmende Verbreitung von Stickereibetrieben im bis anhin ländlich geprägten Tablat (vgl. Kap. 2.6 und 2.8) sowie die grossen Bauvorhaben der Eisenbahn und die Steinachüberwölbung bewirkten ein rasches Ansteigen der Wohnbevölkerung von 9816 Einwohnern 1888 auf deren 12 590 im Jahre 1900. 1910 waren es bereits 22 308 Menschen, die in der Gemeinde lebten, ein Grossteil davon in einfachen Mietskasernen. Im Durchschnitt wohnten in Tablat knapp zehn Personen in einer Wohnung.¹⁵¹

Ende 19., anfangs 20. Jahrhundert entstanden nördlich der Bahnhofanlagen von St. Fiden – auf dem zur *Langgasse* hin ansteigenden Gelände – zwei neue Stadtteile: Das Aepli- oder Farbgutquartier zwischen *Langgasse*, *Flaschnerweg* und *Aeplistrasse* und das Buchwald- bzw. Buchentalquartier. Das östlich angrenzende «Buechewäldli» und die Spinnerei Buchenthal (*Heiligkreuzstrasse* 7) gaben dem Gebiet zwischen *Heimatstrasse*, *Pelikanstrasse* und *Rabenstrasse* sowie *Kolumbanstrasse*, *Kolosseumstrasse*, *Spyristrasse*, *Buchwaldstrasse* und *Bucheggstrasse* den offiziellen Namen. Die Bevölkerung nannte das Quartier mit den engen Hausabständen wegen der zahlreich vertretenen Italiener auch «Neu- oder Klein-Venedig». An die italienisch sprechenden Bewohner von einst erinnern heute noch die Bezeichnung «Kolosseumstrasse» sowie das «Casa Italiana» an der *Heimatstrasse* 13. Zwischen 1905 und 1909 war vor allem der Bauunternehmer Emil Traber sehr aktiv, der das Häusergeviert an der *Kolumbanstrasse* / *Rabenstrasse* / *Kolosseumstrasse* / *Pelikanstrasse* erstellte und auch gleich die entsprechenden Strassen anlegte. Ebenfalls zu Beginn des Jahrhunderts begann eine intensive Bautätigkeit im Heiligkreuz zwischen *Heiligkreuzstrasse* und *Lettenstrasse* mit den Querstrassen *Domänenstrasse*, *Espenmoosstrasse* und *Lukasstrasse*. Bauherr war anfänglich grösstenteils der Ziegeleibesitzer Jakob Schmidheiny. Aktivitäten gingen aber auch von der Aktiengesellschaft Tablat unter Pfarrer August Lutz-Kuster aus, welche für die Erstellung der



Abb. 87 St. Gallen. St. Jakob, Langgass, Heiligkreuz. Das Buchwald- bzw. Buchentalquartier erhielt wegen der zahlreich vertretenen italienischen Bevölkerung den Namen «Neu- oder Klein-Venedig». Links der Bildmitte die 1977 abgebrochene Maschinenstickerei Hirschfeld (später Flexy). Fotografie 1920.

Lukasstrasse 1906 und für verschiedene Wohnhausbauten verantwortlich war. Charakteristisch für das Quartier ist die Durchmischung von Wohn- und Fabrikbauten. Bei letzteren handelt es sich hauptsächlich um ehemalige Stickereifabriken (*Lettenstrasse* 3 und 12, *Lukasstrasse* 7, *Heiligkreuzstrasse* 28). Die rasche Zunahme der evang. Bevölkerung in Tablat führte 1906 zur Gründung der Evang. Kirchgemeinde Tablat, welche 1911–1913 von Curjel & Moser eine Kirche errichten liess (*Lettenstrasse* 18). Der Sakralbau an erhöhter Lage übernimmt Zentrumsfunktion und stellt – analog der Pfarrkirche St. Maria im Neudorf – gleichzeitig den östlichen Abschluss des Quartiers dar.¹⁵²

2.9.10 Bruggen, Lachen-Vonwil

Das Quartier umfasst Teile des ehemaligen Gemeindegebiets Straubenzell (ohne Winkeln, siehe unten), die von 1803–1918 Bestand hatte und seit 1833 zum Bezirk Gossau gehörte. Hauptachse

ist die *Zürcher Strasse* in der Fortsetzung der *Rosenbergstrasse*. Sie beginnt im Stahl, durchquert das Lachenquartier, fällt dann gegen Schönenwengen und das Lerchenfeld ab, um in Bruggen gegen den Kirchhügel wieder sanft anzusteigen. Nach der Vereinigung mit der *Fürstenlandstrasse* führt die Strasse gegen Stocken, wo seit 1941 die Fürstenlandbrücke in einem Bogen die Sitter überquert. Vormalig war es die *Kräzernstrasse* mit der 1807–1811 von Johann Ulrich Haltiner erbauten *Kräzernbrücke*, welche die Verbindung zwischen Bruggen und Winkeln herstellte (Abzweigung bei der Brauerei Stocken, *Kräzernstrasse* 10). Zwei südlich der *Zürcher Strasse* gelegene, parallel zu dieser verlaufende Strassenachsen sind die 1909–1912 erstellte *Fürstenlandstrasse* und die 1884/85 neuangelegte *Oberstrasse*. Die *Fürstenlandstrasse* in der Fortsetzung der *Burgstrasse* nimmt ihren Anfang ungefähr auf Höhe der Burg Waldegg (*Fürstenlandstrasse* 5) und fällt dann kontinuierlich gegen den Waldacker bis ins Lerchenfeld ab, um auf Höhe der Pfarr-

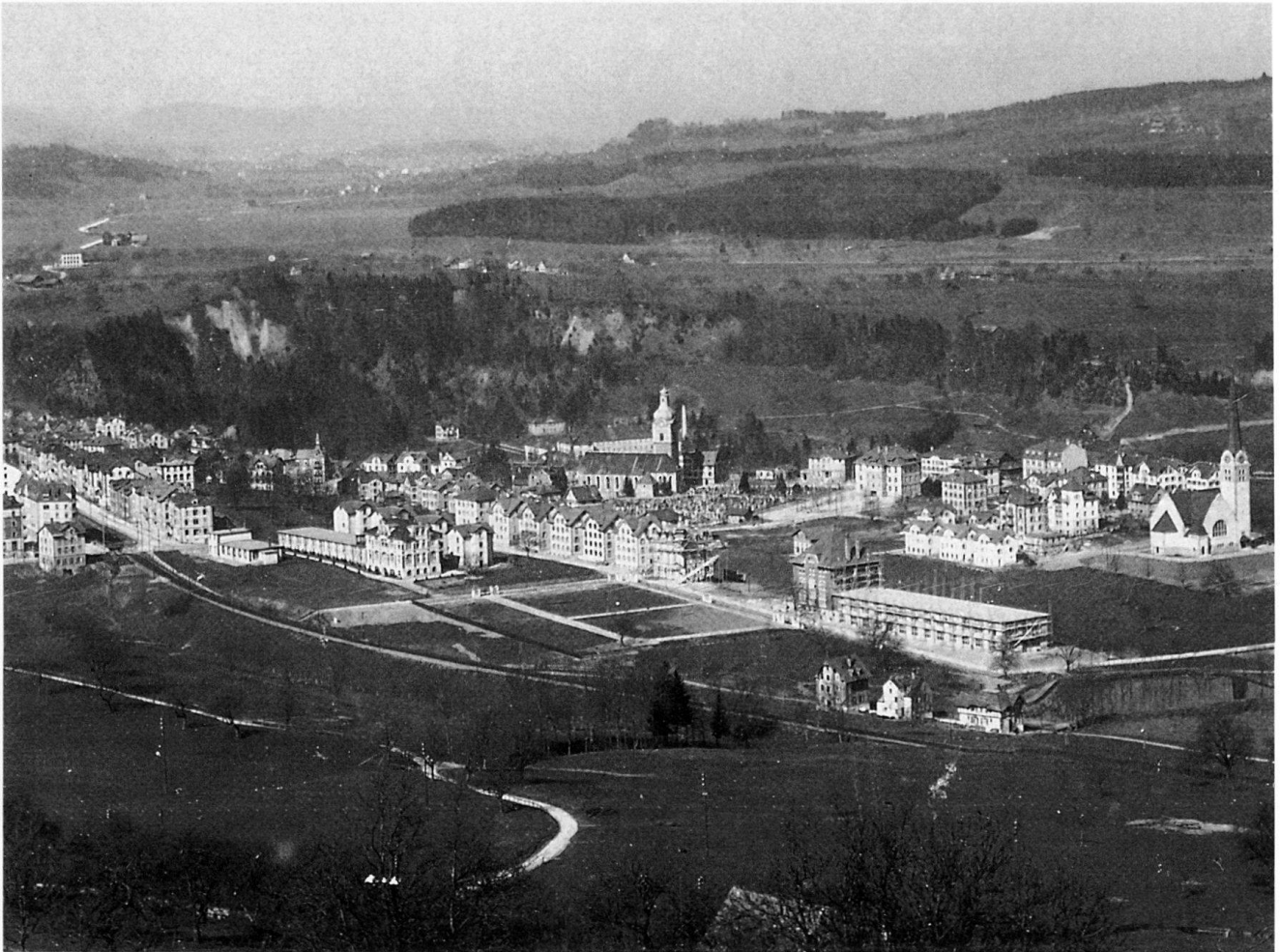


Abb. 88 St. Gallen. Bruggen, Lachen-Vonwil. Das Dorf Bruggen, Versammlungsort der alten Gemeinde Straubenzell, mit der spätbarocken Pfarrkirche St. Martin in der Mitte und der soeben fertiggestellten protestantischen Kirche von Curjel & Moser rechts. Im Vordergrund die im Bau begriffene Schifflistickfabrik Zähler & Schiess. Fotografie 1905.

kirche St. Martin in die *Zürcher Strasse* einzumünden. Die *Oberstrasse* ist eine in Ost–West-Richtung verlaufende Hangstrasse, welche von der *Teufener Strasse* bis zur *Haggenstrasse* reicht. Parallel zu den Gleisen der SBB und BT durchzieht sie dabei die ehemalige Geltenwilenbleiche nahe dem Güterbahnhof und zweigt schliesslich gegen das Sittertobel (Kantonsgrenze) ab. Eine 1936/37 von Ingenieur Robert Dick erstellte, 360 m lange und 90 m hohe Stahlbrücke für Fussgänger und Kleinverkehr führt von dort nach Bad Störgel in der appenzell-ausserrhodischen Gemeinde Stein.

Das Dorf Bruggen, Versammlungsort der alten Gemeinde Straubenzell, entwickelte sich entlang der *Zürcher Strasse*. Beim Anstieg auf der Nordseite sind noch drei kleinere, vermutlich in Strickbauweise erstellte Wohnhäuser erhalten (Nrn. 214/216 und 218/220). Weiter nördlich gegen die Au stand bis 1983 die Stickereifabrik Rittmeyer (*Austrasse* ehem. Nr. 16a), ein ganz aus Holz errichteter Bau und früher Zeuge der Industriali-

sierung in der St. Galler Vorortsgemeinde. Mittelpunkt des heute städtebaulich zerrissenen Dorfkerns Bruggen ist die 1903–1906 von Curjel & Moser erbaute protestantische Kirche mit angrenzendem Pfarrhaus (*Zürcher Strasse* 223 und 217). Die Bebauung des Gebiets zwischen *Zürcher Strasse* und *Fürstenlandstrasse* mit den Querachsen *Erlachstrasse*, *Haggenstrasse* (nördlichster Abschnitt), *Alpsteinstrasse* setzte mit der Vollendung des Sakralbereichs ein. Als Architekt zeichnete häufig August Bryner, der Bauleiter von Curjel & Moser beim Kirchenbau. Die angrenzende *Hungerbühlerstrasse* verbindet den Kirchenbereich von Evangelisch-Bruggen mit der weiter westlich liegenden, 1936 von Erwin Schenker anstelle eines barocken Vorgängerbaus errichteten katholischen Pfarrkirche St. Martin (*Zürcher Strasse* 253).

Die Gegend südlich der *Fürstenlandstrasse* und der äusseren *Zürcher Strasse* wird einerseits durch Fabriken, andererseits durch die Bahnanlage charakterisiert. Die Entwicklung der am Hang

gelegenen Quartiere (*Distelstrasse*, *Rittmeyerstrasse*, *Marsstrasse*, *Stationsstrasse*, *Rickenstrasse*, *Stockbergstrasse*, *Lehnstrasse*) stand in direktem Zusammenhang mit dem Bau des Bahnhofs in Bruggen 1898–1900 (*Stationsstrasse* 22) und der Konjunktur der Stickereiindustrie (vgl. Kap. 2.6 und 2.8). Wie in St. Fiden etablierten sich Stickereifabriken bevorzugt in der Nähe des Bahnhofs (u.a. *Stationsstrasse* 39a), ebenso die Zweibruggenmühle, welche 1902 von Adolf Müller in Rekordzeit unterhalb des Bahnareals erbaut wurde (*Zürcher Strasse* 301). Im Umkreis der Fabriken entstanden gleichzeitig auch Arbeiterwohnhäuser, die in ihrer Einfachheit für das Siedlungsbild typisch sind (vor allem *Marsstrasse*, *Stationsstrasse*, *Rickenstrasse*). Noch weiter südlich folgt das parallel zur SBB-Linie verlaufende Bahntrasse der Bodensee–Toggenburg-Bahn (BT) mit der 1908–1910 erstellten Brücke über die ansteigende, zum Schlössli Haggen führende *Haggenstrasse*.

Ein zweiter Siedlungsschwerpunkt innerhalb der ehemaligen politischen Gemeinde Straubenzell befindet sich in Lachen-Vonwil. Dieses Gebiet entwickelte sich links und rechts der *Zürcher Strasse*, zwischen Stahl und Schönenwegen, und wird nordseitig von der *Feldlistrasse* begrenzt. Auch hier sind es Fabrikbauten, welche die Quartierentwicklung massgeblich mitbestimmt haben: Die beiden Stickereifabriken der Gebrüder Iklé an der *Feldlistrasse* 31/31a gegenüber dem Friedhof. Der Vorgängerbau von Nr. 31a war 1881 als erste Schiffstickerei der Ostschweiz erstellt und 1906 durch ein Sichtbacksteingebäude von Wendelin Heene ersetzt worden. An dem gegen Süden abfallenden Hang entwickelte sich ein Arbeiterwohnquartier mit schlichten Häusern (*Rosenfeldstrasse*, *Lilienstrasse*, *Gerbestrasse*), die fast ausschliesslich von Andreas Osterwalder gebaut wurden. An Osterwalder erinnert noch die *Andreasstrasse*, die nach dem leutseligen Bauunternehmer benannt wurde. Zwei weitere, hauptsächlich in dieser Gegend tätige Baumeister waren August Schenker und vor allem Anton Staerke. Das Quartier zwischen *Schönaustrasse*, *Föhrenstrasse*, *Sömmerlistrasse*, *Nordstrasse*, *Schönbrunnstrasse* und *Badstrasse*, *Kamorstrasse*, *Meisenstrasse*, *Waldaustrasse* hiess verwaltungsintern denn auch «Staerke-Quartier». Das städtebaulich geschlossene und durch seine Regelmässigkeit auffallende Wohnquartier entstand in den Jahren nach 1899: die Bauten an der *Badstrasse* 1899/1900, an der *Kamorstrasse* ab 1901, an der *Meisenstrasse* 1903–1906, an der *Waldaustrasse* 1909–1913, an der *Schönaustrasse* 1910/11. Auf der anderen Seite der *Zürcher Strasse* entfaltet sich auf dem gegen Süden hin ansteigenden Gelände ein

bemerkenswerter Quartierraum mit einer auf drei Seiten geschlossenen Parkanlage (*Zentralstrasse*, *Fontanastrasse*). Der Rahmen des ab 1904 kontinuierlich überbauten Gebietes wird von der *Burgstrasse*–*Turnerstrasse*–*Salisstrasse*–*Vonwilstrasse* und der *Krügerstrasse*–*Schillerstrasse* vorgegeben. Einige ältere Bauten – darunter das Schulhaus Lachen (*Vonwilstrasse* 41) – stehen am nördlichen Ende der an die Kreuzbleiche grenzenden *Vonwilstrasse*, die bis 1918 die Gemeindegrenze markierte und sich im unteren Teil zur *Kreuzbleichestrasse* hin verzweigt. Hier, in der nordwestlichen Ecke der Kreuzbleiche, entstanden 1904 die wohl schönsten Jugendstilhäuser ausserhalb der damaligen Stadtgrenze, ausgeführt von Baumeister Johannes Rüesch-Schegg.

Ebenfalls noch zum «Straubenzeller-Quartier» gehören der 1876 eröffnete, städtische Friedhof Feldli (*Feldlistrasse* 18) und die *Schorensiedlung*, erbaut 1911–1913 von Paul Robert Gerber für die Eisenbahner-Baugenossenschaft.¹⁵³

2.9.11 Winkeln, Sitterschlucht

Das zur ehemaligen Gemeinde Straubenzell gehörende Winkeln umfasst die ehemaligen Weiler Kräzern, Bild, Altenwegen und Winkeln. Letzteres bestand 1707 aus fünf Häusern, 1825 aus acht, in denen zwölf Familien wohnten. Noch um 1845 stand erst ein gutes Dutzend Häuser dort. Waren ursprünglich Kräzern und Bild für die einzige St. Galler Siedlung westlich der Sitter wichtiger, so übernahm Winkeln seit der Bahneröffnung 1856 immer mehr Zentrumsfunktion. Das bisher weitab von jeglichem Verkehr gelegene Dorf erhielt einen Bahnhof (*Letzistrasse* 4), der aber vorerst noch ziemlich isoliert dastand. Mit der Eisenbahnlinie Zürich – Winterthur – St. Gallen kam es auch zum Bau der *Kräzern-Bahnbrücke*, einer 61 m hohen und 165 langen Gitterbrücke über die Sitter. Sie war die erste schmiede- und gusseiserne Gitterbalkenbrücke mit eisernen Pfeilern auf dem europäischen Kontinent (vgl. Kap. 2.5). 1875 wurde die Schmalspurbahn Winkeln–Herisau–Urnäsch–Appenzell eröffnet. Fortan hielten die Schnellzüge in Winkeln, und der Bahnstation kam zunehmend Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt zu. Das änderte sich allerdings wieder, als 1910 die Bodensee–Toggenburg-Bahn den Betrieb aufnahm und die Appenzellerbahn seit 1912 von Gossau aus betrieben wurde. Zu Winkeln gehört auch das Breitfeld, wo 1927 die Fluglinie Basel–St. Gallen eröffnet wurde. Diese Pendellinie Basel–St. Gallen–Dübendorf–St. Gallen–Basel wurde bis 1931 vom Flugplatz Breitfeld aus betrieben und dann nach Altenrhein an den Bodensee verlegt.



Abb. 89 St. Gallen. Winkeln, Sitterschlucht. Blick auf das westlich der Sitter gelegene Winkeln. Im Hintergrund rechts das auf einer Anhöhe gelegene Schloss Oberberg (Gemeinde Gossau). Fotografie um 1920/1930.

Nach dem Bahnbau entstanden neue Wohnhäuser entlang der *Herisauerstrasse* (die meisten von Zaetta & Gasparotto), und der ehemals kaum bekannte Weiler erhielt dorfmässigen Charakter. So sind auf der Siegfriedkarte von 1883 bereits 50 Gebäude eingezeichnet. 1889 erliess der Gemeinderat von Straubenzell ein Baureglement für die Ortschaft Winkeln. Wie überall auf Stadtgebiet beschäftigte die Stickereiindustrie auch in Winkeln immer mehr Leute, wobei allerdings die Heimarbeit überwog (Sticklokale im Erdgeschoss). Die meisten Gebäude sind denn auch in einfachen Formen gehalten. Ausnahmen machen zwei von italienischen Unternehmern entworfene Bauten: die Villa Sana an der *Kreuzbühlstrasse* 12 (1910/11 von Umberto Gasparotto) und ein Wohn-/Geschäftshaus an der *Altwinkelstrasse* 2 (1910 von Aldo Vecchi).

Von 1811–1941 wurde Winkeln über die im 18. Jahrhundert von Abt Beda angelegte *Kräzernstrasse* mit der 1811 vom Kanton durch Johann Ulrich Haltiner erstellten *Kräzernbrücke* erschlossen. Vorher gewährleisteten vier Holzbrücken den Übergang über die Sitter. 1941 wurde die 470 m lange Fürstenlandbrücke eröffnet, welche in einer Höhe von 60 m über das Sittertobel

führt und Winkeln mit Bruggen verknüpft. Neben der bereits oben erwähnten *Kräzern-Bahnbrücke* ist auch das 1907–1910 erstellte *BT-Viadukt* als herausragender Teil des «Freilicht-Brückenmuseums» an der Sitter zu nennen. An diesem Fluss, der Straubenzell mäanderartig umfließt, siedelten sich bereits im Mittelalter verschiedene Gewerbebetriebe an. An den Ufern der Sitter entstanden Mühlen, welche die Wasserkraft der mit steilem Gefälle zufließenden Seitenbäche nutzten. Zu nennen sind u.a. die Nordmühle, Moosmühle, Zweibruggenmühle (*Zürcher Strasse* 301) und die ehemalige äbtische Papiermühle an der *Kräzernstrasse* (erbaut 1604), die 1854 vom Stickerei-Unternehmen Rittmeyer in eine Maschinenwerkstätte umgewandelt wurde. Zwei wichtige, die Sitterlandschaft prägende Industrieanlagen sind die 1988 stillgelegte Färberei Sittertal (*Sittertalstrasse* 11–21, 28–38) und das Elektrizitätswerk Kubel (*Wägenwaldstrasse* 8, 8a, 8b). Letzteres machte 1901 auch die Anlage eines Staubeckens im westlich angrenzenden Gübsenmoos erforderlich. Das Kubelwerk dient heute zwar nur noch als Verteilstation, geblieben ist aber das bei den St. Gallern beliebte Naherholungsgebiet um den Gübsensee.¹⁵⁴